Versuch einer Psychologie der Volksmedizin und des Aberglaubens.

Eine etbnologische Studie.

Von

Dr. med. et phil. RUDOLF TREBITSCH
WIEN.

(Sonderabdruck aus Band XLIII [der dritten Folge Band XIII] der Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien.)

WIEN.
Im Selbstverlage der Anthropologischen Gesellschaft.
1913.

(2) BUA

(2)
BUA
WELLCOME LIBRARY INSTITUTE
323057
22101303763
X56785

(2) BUA

Versuch einer Psychologie der Volksmedizin und des Aberglaubens.

Eine ethnologische Studie.

Von Dr. med. et phil. **Rudolf Trebitsch** in Wien.

Soweit mir die Literatur der Volksmedizin und des Aberglaubens bekannt ist, vermisse ich in ihr die Motivierung der ziemlich reichlich von allen Seiten zusammengetragenen Erscheinungen nahezu vollständig. Es handelt sich bis jetzt fast ausschließlich um eine Aufsammlung von Tatsachen. Bei Durchsicht des Materials bin ich aber auf einige Punkte gestoßen, die mir auf die Frage Antwort zu geben scheinen: Wie ist dieser oder jener Gebrauch der Volksmedizin und des Aberglaubens entstanden? Erst wenn wir dieses Problem enträtseln, rücken wir das ganze Gebotene in das Licht der Wissenschaftlichkeit. Freilich bin ich mir dessen bewußt, daß es sich in sehr vielen Fällen bloß um Hypothesen handeln kann; wir sind nämlich nicht sehr oft in der Lage, den Ursprung eines Vorkommnisses aufzudecken, was zu dessen Verständnis doch unerläßlich wäre.

Dabei glaube ich, Volksmedizin und Aberglauben in einem behandeln zu müssen, da sich beide Gebiete kaum voneinander trennen lassen. Allerdings gibt es gewisse Vorgänge in der Volksmedizin, denen sicherlich Erfahrung zugrunde liegt. Sie sind dann auch häufig in die wissenschaftliche Medizin übergegangen. Derartige Erscheinungen sollen uns jedoch hier nicht beschäftigen.

Die Darlegung meiner Argumentationen möchte ich an der Hand zweier Werke durchführen. Das erste ist: Stoll, „Zur Kenntnis des Zauberglaubens, der Volksmagie und Volksmedizin in der Schweiz", S.-A. aus dem Jahresberichte der Geographisch-ethnographischen Gesellschaft in Zürich 1908—1909, Zürich 1909. Hier findet sich eine sehr gute Einteilung des Gegenstandes, die ich mit einigen von mir vorgenommenen Änderungen benützen will.

Außerdem sind in der Schrift hieher gehörige Erscheinungen wissenschaftlich behandelt, die, meines Wissens, bis dahin nicht in den Kreis der Betrachtungen gezogen worden sind. Und gerade sie verdienen Beachtung wegen ihrer vermutlich großen geographischen Verbreitung und wegen ihrer Beziehungen zu den eben jetzt so akut gewordenen Fragen des Spiritismus. Bekanntlich ist ja diese Lehre in der allerletzten Zeit einer Nachprüfung mit den Methoden der exakten naturwissenschaftlichen Forschung unterzogen worden. Ich meine hier prophetische Träume, Visionen und ähnliches. Der Einfachheit halber wird das erwähnte Werk im folgenden mit St. bezeichnet.

Die zweite Arbeit, deren Führung ich mich hier anvertraue, ist Hovorka & Kronfeld, „Vergleichende Volksmedizin", Stuttgart 1909, 2 Bände. An der Hand dieses Kompendiums ist es mir möglich geworden, die im ersten Werke besprochenen Erscheinungen über den Erdball zu verfolgen. Es wird im folgenden kurzweg mit Kf. bezeichnet. In der Ethnologie und Ethnographie ist es ja unerläßlich, Vergleichspunkte aus den verschiedenen Ländern heranzuziehen. Nur so, glaube ich, können

wir in das wahre Wesen der Dinge eindringen, ohne uns zu Trugschlüssen verleiten zu lassen.

Fragen wir uns nun, welche psychologischen Momente zur Entstehung der verschiedenen Bräuche der Volksmedizin und des Aberglaubens führen, so meine ich, folgende namhaft machen zu können:

1. Die Etymologie, d. h. der Name des Objekts, sei es Tier oder Pflanze, der den Menschen darauf geführt hat, diesen oder jenen Gebrauch davon zu machen. Freilich wird es sich nicht immer entscheiden lassen, ob nicht umgekehrt ein Tier oder eine Pflanze deshalb einen bestimmten Namen erhalten hat, weil dieser oder jener Gebrauch von ihm oder ihr gemacht wird. Stoll[1]) hat übrigens bereits auf das Moment der Etymologie im Jahre 1904 unter Anführung einiger Beispiele hingewiesen. Wir werden später darauf noch zurückkommen.

2. Symbolismus und Ideen-Assoziation, d. h. ein Vorgang an einem natürlichen Objekt regt den Menschen zu seinem Gebrauch in dem Gedanken an: „Wie an dem Objekt dies oder jenes geschieht, so möge durch seine Anwendung sich am Menschen etwas Analoges vollziehen." Das ist Symbolismus — eine Erscheinung, die übrigens bei St. wiederholt angeführt wird. Von Dr. Alice Sperber[2]) erfahren wir, daß das Volk in sehr vielen Dingen in Symbolen denkt. Wenn es beispielsweise einen blühenden Baum sieht, so gilt ihm dieser als Sinnbild des Frühlings. Derartiges geschieht häufig unbewußt. Hieher gehört es auch, wenn, wie Freud und seine Schule nachgewiesen hat, in Symbolen geträumt wird. Sogar die Gleichheit vieler Volkssagen in voneinander ganz getrennten Gebieten erklärt sich nach Sperber durch Symbolisierung natürlicher Vorgänge. Oder ein anderer Fall: Ein Vorgang an einem Naturobjekt regt den Menschen auf Grund von Erinnerung an ähnliches an, das Objekt irgendwie zu einem zauberischen Verfahren zu benützen. Dann handelt es sich um Ideen-Assoziation. Beide Momente als psychologische Motive der hier in Betracht kommenden Vorkommnisse treten übrigens so häufig vereint auf, daß wir sie deshalb unter einem betrachten wollen.

3. Religiöse Beziehungen. Hier handelt es sich zumeist um Vorgänge, deren Entstehung wir dann begreifen, wenn wir sie auf den ihnen zugrunde liegenden Dämonen-, Geister- oder Seelenglauben zurückführen. Das Wort „Seele" ist hier in dem Sinne des den verbreitetsten Religionen zugrunde liegenden Dualismus zu verstehen, worin die „Seele" als ein eigenes, dem „Körper" gegenüber selbständiges Wesen aufgefaßt wird.

Nach Vierkandt[3]) gibt es im Leben aller Völker ein präanimistisches Stadium, in dem kein Seelenglaube vorhanden ist, weil sich nach Auffassung des Autors der Urmensch noch nicht zu den hieher gehörigen Vorstellungen aufschwingen konnte. Unter dieser Voraussetzung deutet Vierkandt manche Erscheinung meiner Abhandlung anders, als ich es tue. Ich glaube aber dennoch bei meiner psychologischen Motivierung bleiben zu können, da der erwähnte Forscher zugeben muß, daß es im gegenwärtigen Augenblick keinen Volksstamm gibt, der nicht an eine „Seele" glauben würde. Freilich stellt Vierkandt die kühne, nicht bewiesene Behauptung auf, daß viele Forschungsreisende den Animismus in die Primitiven hineingefragt haben. Im folgenden will ich

[1]) Stoll, Suggestion und Hypnotismus in der Völkerpsychologie. Leipzig 1904. S. 548.

[2]) Dr. Alice Sperber, Otto Rank, Der Mythus von der Geburt des Helden. Zeitschr. f. österr. Volksk., 1912, VI. Heft.

[3]) Vierkandt, Die Anfänge der Religion und Zauberei. Globus, 1907.

aber zur besseren Orientierung des Lesers in einzelnen Fällen auch den Standpunkt Vierkandts berücksichtigen. Zum genauen Verständnis will ich noch erwähnen, daß Vierkandt in der Weltanschauung des Menschen drei Stadien unterscheidet: 1. Das Stadium der Kräfte — wie ich es nennen will —, in dem sich der Mensch alle Dinge, auch Abstracta, im Besitze bestimmter Kräfte vorstellt. Analog dazu ist die Aufstellung einer Naturkraft in früherer, der Ära der mechanistischen Weltauffassung vorangehender Zeit. 2. Das Stadium des Anthropomorphismus, in dem alles mit dem Menschen in Zusammenhang gebracht wird. 3. Das Stadium des Animismus, in dem bereits ein Seelenglaube existiert.

4. Der periodische Ablauf biologischer Erscheinungen, wie ihn Swoboda[1]) in Wien und Fließ[2]) in Berlin für einzelne Fälle im geistigen und körperlichen Leben des Menschen behauptet haben.

5. Suggestion und Autosuggestion.

6. Die Verkennung natürlicher Vorgänge.

7. Auffallende Erscheinungen in der Natur.

In den meisten Fällen, die von mir behandelt werden sollen, kommen wir behufs Erklärung der Vorkommnisse mit diesen sieben Momenten aus. Allerdings bedarf es noch häufig außerdem des Gesetzes der Verallgemeinerung, wie ich es nennen möchte, um viele hieher gehörige Dinge zu motivieren. Wenn wir nämlich auch finden, daß irgend ein Objekt in einer bestimmten, uns erklärlichen Weise in einem Falle angewendet wird, so wüßten wir uns häufig andere Gebrauchsweisen des gleichen Objekts nicht zu erklären. Da hilft dann nur die Annahme, daß die Volksseele die Wirkung des Objekts in einem bestimmten Falle beobachtet hat und daraus schließt, es müsse sich auch in diesem oder jenem Falle oder sogar in allen Fällen die gewünschte Wirkung einstellen. So deutet man unschwer das alltäglich zu beobachtende Verhalten des Volkes einem bestimmten Heilmittel gegenüber oder auch den Wunsch nach einer Panacee. Dieses Moment ist es also, das ich mit dem Ausdrucke „Gesetz der Verallgemeinerung" belegen möchte.

Nicht selten sehen wir auch, daß zwei oder mehrere Verfahren, deren eines wir mittels unserer psychologischen Motive erklären könnten, miteinander zu einem einzigen verschmolzen werden. In diesem Falle haben wir es mit dem zu tun, was ich als „Gesetz der Verquickung" bezeichnen will.

In der mir als Leitfaden dienenden Schrift behandelt St. die St. Gallische Landschaft des Zürich-Sees. In dieser Gegend wurde das Christentum nach Angabe des Verfassers erst im 7. Jahrhundert nach Christi Geburt eingeführt und begegnete heftigem Widerstande. Erst im 8. Jahrhundert konnte es festen Fuß fassen. Vielleicht haben sich deshalb gerade hier alte Traditionen sehr gut erhalten und leben darum in Volksmedizin und Aberglauben fort. Wenn ich im weiteren Verlaufe der Abhandlung von der Schweiz kurzweg spreche, so meine ich immer dieses Gebiet.

Die Einteilung, die St. für unser Thema gibt, paßt wohl für alle Völker, darum möchte ich sie, wenn auch mit einigen Modifikationen, hier anführen:

Die angewendeten Gebräuche zerfallen in:

A. Defensives Verfahren:

a) Schutz vor Krankheit und Tod usw. und anderem Unglück;

b) Heilung von Krankheiten;

c) Schutz des persönlichen Eigentums.

[1]) H. Swoboda, Die Perioden des menschlichen Organismus. Leipzig und Wien 1904.

[2]) W. Fließ, Der Ablauf des Lebens. Leipzig und Wien 1906.

B. Offensives Verfahren:

a) Beschädigung der Menschen an Leben und Gesundheit;

b) Beschädigung ihres Eigentums an Leben und Gesundheit.

C. Expetitives Verfahren (d. h. Verfahren, mit dem ein Wunsch verbunden ist):

a) das Herbeizaubern für den Menschen günstiger Naturereignisse;

b) Omina und das Voraussehen von Ereignissen und ähnliches;

c) die Erlangung übernatürlicher Kräfte;

d) die Erlangung materieller Güter.

D. Scheinbare Wunder.

Zu *A* gehört nach St. noch die Einteilung der für die verschiedenen Verfahren benützten Gegenstände in:

1. natürliche Gegenstände;
2. verarbeitete natürliche Gegenstände;
3. kirchliche Gegenstände . . . . . .

Nun wollen wir sehen, wie sich innerhalb des Einteilungsschemas die einzelnen Vorkommnisse durch die von mir angegebenen psychologischen Motive erklären lassen:

A. Defensives Verfahren.

a) Schutz vor Krankheit und Tod usw. und anderem Unglück.

In der Schweiz (St.) schützt ein Dreidornspitz oder Sauerdorn (Berberis vulgaris), in der Karfreitagnacht geschnitten und am Leibe getragen, gegen Dornenstiche, am Haus angebracht, gegen das Verhextwerden. In Bayern wird nach Kf. ein Dreidornspitz den Kindern beim Zahnen in einem Täschchen um den Hals gehängt. Wir haben hier: „Dreidornspitz" — Schutz gegen Dornen — Etymologie. „Wie der Dorn das Fleisch durchsticht, so möge der Zahn das Zahnfleisch durchbrechen." Also Symbolismus. Das übrige ergibt sich aus dem Gesetz der Verallgemeinerung. Daß die Etymologie bei diesem Verfahren eine Rolle spielt, erhellt aus der Anwendung der Pflanze, meines Wissens, nur in deutschen Ländern.

Zum Schutz vor verschiedenen unangenehmen Ereignissen werden in der Schweiz (St.) Skapuliere von Heiligen, wie wir sie auch anderwärts, besonders in den Alpenländern (s. k. k. Museum für österr. Volkskunde in Wien) und auch in Italien (s. Bellucci)[1]), finden. Das Skapulier besteht im wesentlichen aus einem mit einem Heiligenbild geschmückten Stück Zeug, das, an einer Schnur hängend, um den Hals getragen wird. Es handelt sich dabei um religiöse Beziehungen, die wir sehr wohl verstehen können, wenn wir mit Wundt[2]) folgende Entwicklung des Fetischismus annehmen: Einem in der Natur gesehenen Objekt wird eine Zauberkraft zugeschrieben, weil es auffälligerweise symmetrisch ist. Damit man nun immer über derartiges verfüge, wenn es auch nicht von Natur aus zur Verfügung steht, wird ein symmetrisches Objekt künstlich hergestellt. Und nun ist der Übergang zum Götzenbild gegeben. Das Götzenbild hat sich dann wohl unter Einwirkung der Kirche in ein Heiligenbild verwandelt. Und das ist sicherlich auch der Vorgang bei der Entwicklung des Skapuliers, wie wir es in Europa noch häufig finden. Seine spezielle

[1]) Bellucci, Il feticismo primitivo in Italia. Perugia 1907.

[2]) Wundt, Elemente der Völkerpsychologie. Leipzig 1912. S. 218ff.

Wirkungsweise ergibt sich aus der Lebensgeschichte des betreffenden Heiligen. Freilich dienen diese Skapuliere nicht bloß dem Schutze vor Krankheiten, sondern auch dem Schutze des persönlichen Eigentums und auch der Heilung von Krankheiten. Wiederum sehen wir das Gesetz der Verallgemeinerung am Werke.

So bespricht St. die St. Antonius-Statuette, die wir wegen ihrer Verwendung trotz äußerer Diskordanz zu den Skapulieren rechnen wollen. Der Legende zufolge entwendete im Kloster des Heiligen ein Mönch ein Gesangbuch. Er fühlte darüber Reue und nachdem er zum Heiligen gebetet hatte, brachte er das gestohlene Gut zurück. Darum wird die Statuette behufs Auffindung gestohlener oder verlorener Gegenstände angerufen. Kerler[1]) gibt noch eine andere Erklärung für das Patronat des Heiligen über verlorene Gegenstände: Antonius stammte aus Padua, welches auf altitalienisch „Pava" hieß. Auf altfranzösisch haben „espaves" Mobilien bedeutet, deren Eigentümer nicht ermittelt werden konnte. Hier wäre also wieder die Etymologie im Spiele. Wenn wir sehen, daß der heilige Antonius aber auch zur Förderung der alltäglichen Wünsche der Menschen in Aktion tritt, so haben wir da wieder das Gesetz der Verallgemeinerung angewendet. Die Volksseele denkt nämlich: „Wenn mir der Heilige zu verlorenen Gegenständen verhelfen kann, so muß er auch meine sonstigen Wünsche begünstigen können." Viele andere Funktionen des Heiligen, beispielsweise die Beschützung der Frauen, erklären sich aus seiner Lebensgeschichte (s. Kerler)[2]). Wie es in der Natur der Sache liegt, wird der heilige Antonius nicht nur in der Schweiz, sondern in sämtlichen katholischen Ländern verehrt. Besonders von Bayern wissen wir von Höfler[3]), daß Antonius dort bei den verschiedensten Angelegenheiten angerufen wird.

Ganz interessant ist die in der Schweiz in einer Familie von St. beobachtete Sitte, der Leiche als Schutzmaßregel neue Schuhe mit in das Grab zu geben. Damit kommt, dem Volksglauben zufolge, die Seele leichter ins Himmelreich, d. h. sie wird auf ihrem Wege zwischen Himmel und Erde auf diese Weise vor Gefahren geschützt. Das psychologische Motiv ist hier die Suggestion, die auf die Nachkommen durch einen diesbezüglichen Ausspruch eines Vorfahren geübt wurde. Pietät gegen die Altvordern und Leichtgläubigkeit des Volkes haben diese Suggestion erst ermöglicht. Dies ist wenigstens St.'s Erklärung. Es ist aber auch möglich, daß wir es hier mit etwas ähnlichem wie dem sogenannten Schuhopfer zu tun haben. Bei den alten Germanen, bei den Griechen und Kelten, bei vielen Negerstämmen in Westafrika, bei den Todas in Indien ist es und war es Sitte, den Toten ein Paar Schuhe ins Grab zu legen. Nach Samter[4]) ist dieser Brauch als ein Opfer an die gefürchtete Seele des Verstorbenen, von der ja von allen Naturvölkern behauptet wird, daß sie gern die Überlebenden ins Totenreich mitnehme, zu betrachten. Das Schuhopfer selbst ist wieder als aus dem bei manchen Stämmen üblichen Kleideropfer hervorgegangen zu deuten. Ähnliches findet sich auch bei Hochzeiten. In Konstantinopel wird ein Schuh als Schutz vor dem bösen Blick im Haus aufbewahrt. In unserem Fall ist nur die Neuheit des Objekts eine auffallende Hinzufügung. Gleichwohl sollte man

[1]) D. H. Kerler, Die Patronate der Heiligen. Ulm 1905. S. Antonius von Padua.

[2]) D. H. Kerler, l. c.

[3]) Höfler, Kalenderheilige als Krankheitspatrone beim bayrischen Volk. In der Zeitschr. d. Ver. f. Volksk. Berlin 1891.

[4]) Ernst Samter, Geburt, Hochzeit und Tod. Leipzig und Berlin 1911. Kap. XVIII.

auch diese Erscheinung, glaube ich, unter die Rubrik Schuhopfer einbeziehen. Die Neuheit wäre dann nur eine lokale Modifikation. So hätten wir dann als Urgrund des Vorkommnisses religiöse Beziehungen. Es mag sich ja sehr wohl in der Schweiz um einen Anklang an die erwähnte altgermanische Sitte handeln.

Wenn das von einem Kapuzinerkloster in der Schweiz (St.) verkaufte Skapulier dem Träger Keuschheit und Schutz vor üblen Begierden bringen soll, so sehen wir wieder die Suggestion am Werke. Sie besteht sicherlich in den bei Verkauf des Objekts von dem betreffenden Kapuziner gesprochenen Worten.

b) Heilung von Krankheiten.

Schneckenzähne, nach St. die Reibeplatten der Weinbergschnecke, nach Kf. deren Fühler, werden in der Schweiz in ein Säckchen genäht und dem Kind um den Hals gehängt, in Niederösterreich als Fraisenmittel an der Fraiskette getragen (Kf.). Da der Gebrauch meines Wissens nur in deutschen Gegenden zu Hause ist, so werden wir ihn mit Recht auf die Ähnlichkeit der Worte Zahn und Schneckenzahn zurückführen (Etymologie), um so mehr, als wir wissen, daß es Zahnfraisen gibt. Die Anwendung für Fraisen überhaupt entspricht wieder dem Gesetze der Verallgemeinerung.

Die „Schäretape", d. i. die Maulwurfskralle, wird in der Schweiz als Mittel für das Zahnen gebraucht (St.). Der Maulwurf wird in Brandenburg (Kf.), an einer Schnur um den Hals hängend, als Mittel gegen Zahnweh benützt. Die Maus wird beinahe bei allen Völkern in Beziehung zu den Zähnen gebracht (Kf.). Ploß und Renz[1]) erwähnen, daß das Zahnen der Kinder bei vielen Völkern mit Gebräuchen verbunden ist, die sich an die Maus, die Ratte, manchmal auch an den Maulwurf wenden. Die Autoren lassen es dabei unentschieden, ob es sich um eine gewünschte Übertragung von tierischen Eigenschaften, eine Personifizierung von Naturkräften oder um das handelt, was ich Symbolismus nenne. Bei den alten Indogermanen wurden auf dem Herde den Manen in Mausgestalt die ersten Zähne der Kinder geopfert. Ebenso geschieht es noch heute bei den Armeniern. In vielen Teilen Deutschlands und Rußlands und bei den Tschechen in Böhmen tragen die zahnenden Kinder einen abgebissenen Mauskopf am Leibe. In der Schweiz und in Tirol wirft man der Maus einen ausgefallenen Kinderzahn mit den Worten zu: „Maus, da hast einen alten Zahn, gib mir bald einen neuen" u. dgl. Ähnliche Sprüche haben die südrussischen Juden und die Maroniten im Libanon. Im nordamerikanischen Staate Karolina unterweisen die Neger die Kinder darin, den Ratten ihre Zähne vorzuwerfen mit der Bitte um neue von seiten der Tiere. Die Maoris in Neuseeland wünschen sich die Zähne der Ratte. Im alten Mexiko wurden die Wechselzähne in ein Mausloch gelegt. In Thüringen wird zahnenden Kindern eine Maulwurfspfote um den Hals gehängt.

Von allen Erklärungen dieser Erscheinungen scheint mir die des Symbolismus die ungezwungenste zu sein. Für Ratte und Maus dürfte der Gedankengang: „Möge mein Zahn so gut und schön werden wie der des Tieres", maßgebend gewesen sein. Hinsichtlich des Maulwurfs mag sich der Naturmensch gewünscht haben: „Wie sich

[1]) Ploß und Renz, Das Kind in Brauch und Sitte der Völker 2 Bände. Leipzig 1912. 2. Band, s. Kap. Das Zahnen, S. 52 ff.

der Maulwurf in die Erde gräbt, so möge sich der Zahn ins Zahnfleisch bohren und herauskommen." Die übrige Verwendung der Tiere, beispielsweise bei Zahnschmerzen, dürfte wieder dem Gesetze der Verallgemeinerung unterliegen.

Hühneraugen werden nach St. im Kanton Zürich durch Rhizoma polygonatum multiflorum geheilt, indem man es in der Tasche trägt. Dies ist ein typisches Beispiel für eine Ideen-Assoziation. Die Narben an der Wurzel der Pflanze haben nämlich eine Ähnlichkeit mit Hühneraugen, und so kam man darauf, die Pflanze gegen dieses Leiden zu verwenden. Der Erfolg des Verfahrens mag ein eingeredeter, auf Autosuggestion beruhender sein.

Durch Bartels[1]) wissen wir, daß nahezu bei allen Völkern, besonders bei primitiven, viele Krankheiten auf Dämonen zurückgeführt werden. Es sind dies besonders die mit Zuckungen, Angstgefühlen und Krämpfen verbundenen, also vorwiegend nervöse Leiden. Dies gilt übrigens, wie Höfler[2]) gezeigt hat, auch für das deutsche Volk. Nur so können wir verschiedene Verfahren erklären, die durch ihre Einwirkung auf diese bösen Geister zu deuten sind. Hier haben wir es also mit religiösen Beziehungen zu tun:

1. Erschrecken der Dämonen. In Deutschland wird das Bettnässen (Kf.) dadurch kuriert, daß man dem Patienten Ratten in einem Kuchen gebacken oder Kellerasseln oder selbst Mausfleisch in der gleichen Weise zu essen gibt. Es geschieht dies ohne Wissen des Kranken, der sich sonst weigern würde, die unappetitliche Speise zu verzehren. Aber der Dämon soll wohl so erschreckt und zum Verlassen des Körpers bewogen werden.

2. Erregung des Grausens bei den Dämonen. Gegen Trunksucht wird in der Schweiz (St.) dem Trinker Wein gegeben, der früher durch einen Totenschädel durchgegossen worden ist. Ähnlich ist es, wenn nach Kf. die Rumänen in der Bukowina und die Ruthenen dem Patienten Branntwein zu trinken geben, in dem längere Zeit ein Goldstück gelegen ist, das vorher in dem Mund eines Toten war.

Der deutsche Volksglaube schreibt überhaupt nach E. H. Meyer[3]) allerlei Substanzen, welche mit einem Toten in Berührung waren, eine heilende Wirkung zu, u. a. besonders den Sargnägeln. Die Zauberkraft, die der Leiche da imputiert wird, hängt wohl mit dem Seelen- und Dämonenglauben zusammen. Es handelt sich da sicherlich um religiöse Beziehungen.

Besonders die Krankheitsheilungen durch unappetitliche Mittel müssen wir uns durch das erwähnte Moment des Grausens erklären; so will man bei den verschiedensten Völkern (Kf.) Halsweh durch Gurgeln mit dem Kot der Pferde, durch Pferdemistumschläge und Kuhmist, Tuberkulose durch Einnehmen von Kuh-, Pferde- oder Taubenkot, Epilepsie durch Ochsen- oder Pferdemist und Alpdrücken durch ähnliche Mittel heilen. Die Zahl der Beispiele ließe sich ins unendliche vermehren, doch würden sie alle nur dieselbe Sprache reden.

Nach Vierkandt[4]) wäre die Anwendung solcher Mittel so zu deuten, daß sie aus der Naturbeobachtung resultiert. Man bemerkt nämlich bei vielen Krankheiten, daß im Falle der Defäkation eine Erleichterung auftritt. Der

[1]) Dr. Max Bartels, Die Medizin der Naturvölker. Leipzig 1893. S. 11, 12 ff.
[2]) Höfler, Krankheitsdämonen, bespr. von M. Haberlandt i. d. Zeitschr. f. öst. Volksk., 1899/II.
[3]) E. H. Meyer, Deutsche Volkskunde. Straßburg 1898. S. 265.
[4]) Vierkandt, l. c.

Primitive, dem die kausale Verkettung der Dinge nicht klar ist, meint nun, daß der Kot des Menschen eine heilende Kraft besitzt und wendet ihn deshalb therapeutisch an. Es würde sich deshalb um eine Verkennung natürlicher Erscheinungen handeln. Wenn ich diese Erklärung auch für diese Fälle annehme, so will ich es durchaus nicht für bewiesen erachten, daß nicht zum mindesten der Dämonenglaube nebenbei im Spiel ist. Immerhin mag die von Vierkandt vorgeschlagene Auffassung die primäre gewesen sein.

Preuß[1]) zufolge mag im alten Mexiko die von Vierkandt vorgebrachte Auffassung von der zauberhaften Wirkung des Kotes zu Recht bestanden haben. Sie scheint dort übrigens auch für den Urin gegolten zu haben. Da der Kot dem Körper warm entströmt, brachte man ihn in Beziehung zur Sonnenwärme und faßte ihn als Attribut des Sonnengottes auf. Da man in dem Urin nichts wesentlich anderes als Wasser erblickte, so betrachtete man ihn als Symbol des Regens. Aus diesen erwähnten Gründen wurden Kot und Urin anläßlich der Vegetationsfeste sogar genossen in der Absicht, Sonnenwärme und Regen herbeizuführen. Diese Auffassung von der Bedeutung des Kotes und des Urins, glaube ich, ist nur in Mexiko und vielleicht bei den umwohnenden Völkern, wie den Pueblos und Navajos, anzutreffen. Es geht darum wohl nicht an, wie Preuß es tut, das Kotessen und Urintrinken bei kirchlichen Festen in Frankreich und England in früheren Jahrhunderten auf diese von Preuß für Mexiko nachgewiesene Auffassung zurückzuführen. Für die meisten Völker der Erde mag wohl eher meine Auffassung in dieser Frage akzeptabel sein, wonach bei diesen Gebräuchen die Erregung von Grausen bei den Dämonen, die man vertreiben will, bezweckt wird.

3. Fesselung der Dämonen. Anderen Krankheitsheilungen liegt die Auffassung zugrunde, daß man den Dämon im menschlichen Körper fesselt und dadurch unschädlich macht.

So wird in der Schweiz (St.) die Haut des Aales als Ring gegen Wadenkrämpfe gebraucht oder im gleichen Sinne die Haut der Natter. In den Alpenländern bedient man sich eiserner Fingerringe gegen atemraubende Krämpfe (Kf.). Die Slowaken gebrauchen bei Wadenkrämpfen einen Ring aus einem Bindfaden. Nach Bastian wurde, wie uns Andrée[2]) berichtet, einst in Birma ein Mädchen mit hysterischen Krämpfen vom Medizinmann getreten und es wurden ihm alle Körperöffnungen verstopft, wohl auch eine Art Fesselung des Dämons. Die Fraisketten, nach Kf. in den Alpenländern gegen Fraisen angewendet, dienen aber einem anderen Zwecke. Beim ersten Anblick könnte man meinen, daß es sich hier um dasselbe psychologische Motiv handelt. Aber bei genauerer Erwägung kommen wir zur Überzeugung, daß die Kette nur dazu dienen kann, die vielen an ihr befestigten Anhängsel auf dem Halse des Kranken zu fixieren. Es gibt ungefähr 77 Abarten der Fraisen und die einzelnen Anhängsel richten sich offenbar gegen die verschiedenen Formen der Krankheit; beispielsweise wendet man die schon erwähnten Schneckenzähne und Maulwurfskrallen gegen sogenannte Zahnfraisen u. dgl. an. Eine kleine Faust aus Bein schützt, dem Volksglauben zufolge, gegen den bösen Blick, der das Leiden verursachen kann. Allen Arten der Fraisen ist die Eigenschaft gemeinsam, daß sie unter Krämpfen auftreten. Trotzdem aber werden sie von der wissenschaft-

[1]) K. Th. Preuß, Der Ursprung der Religion und Kunst. Globus 1904, II. Defäkation

[2]) Richard Andrée, Ethnographische Parallelen. N. F. Leipzig 1889. S. 3.

lichen Medizin mit den verschiedensten Namen belegt, da sie in ihren sonstigen Symptomen sehr voneinander abweichen. Es ist allerdings doch nicht unmöglich, daß die Kette selbst schon als Schutzmittel dienen kann, wenn wir nach Wundt[1]) berücksichtigen, daß bei manchen Naturvölkern um den Leib getragene Bänder diesem Zwecke dienen und dort die Anhängsel nur sekundär hinzugekommen sind. Gleichwohl ist diese Erklärung in unserem Falle nicht wahrscheinlich, da die große Anzahl der verschiedenen hier verwendeten Amulette wohl primär eine Kette behufs Anbringung am Körper erheischt. Einzubeziehen sind sicherlich die Länge Mariä, die Länge Christi und ähnliches, die in österreichischen Ländern sowohl bei Tschechen als auch bei Deutschen und mit geringen Abweichungen in allen katholischen Ländern vorkommen. Kf. kann sich das Wesen dieser Objekte nicht erklären. Es handelt sich hier um ein je 2 *m* langes und einige Zentimeter breites Band, das, mit Gebeten bedruckt, die angebliche Länge des Körpers Mariä resp. Christi haben soll. Es schützt seinen Besitzer in erster Linie vor allerlei Krankheiten, Verleumdungen u. dgl. Es bewahrt auch sein Haus vor Gewittern. Wenn eine Frau in Kindesnöten das Band um den Leib wickelt, so wird die Geburt glatt verlaufen[2]). Der Gürtel überhaupt hat, wie sich Ploß und Bartels[3]) ausdrücken, vielfach mystische Beziehungen zur Schwangerschaft. Mit dieser Erklärung ist wohl nicht viel gesagt. Wir erfahren hingegen von den beiden Autoren, daß bereits die Römerinnen im Altertum während der Schwangerschaft kurz vor der Entbindung Gürtel anlegten. Von da aus mag sich die Sitte in ganz Europa verbreitet haben. Ein Gleiches geschieht in China, Japan und bei manchen Indianerstämmen. In Frankreich wurden den Schwangeren von einem Kloster in der Bretagne Gürtel mit einer Inschrift, die die Hilfe der heiligen Jungfrau für die Geburt anrief, geliefert. Ähnliches fand sich auch voralters in England und Schwaben. Auch die Zigeuner an der Donau verwendeten Gürtel in ganz analoger Weise. In der italienischen Provinz Bari soll ein Gürtel benützt werden, der zur Schafschur gedient hat. Wieder erblicken die beiden Verfasser hierin mystische Beziehungen, die aus dem Heidentum übernommen worden sind. Mich bringt die Verwendung des Bandes resp. Gürtels während der Schwangerschaft auf den Gedanken, daß man das Objekt ursprünglich zur Fesselung des Krankheitsdämons um den Leib gebunden hat. Ähnliches berichtet ja auch Andrée[4]). Nun bemächtigte sich die Kirche dieses Brauches. Sie beließ nur die Form und fügte in vielen Fällen nur eine geheiligte Person hinzu. Hätte es sich bei der „Länge Mariä" und „Christi" und ähnlichem nur um die darauf gedruckten Gebete gehandelt, so wäre nie und nimmer die Bandform zu erklären; an ihr sehen wir wohl ein heidnisches Überbleibsel. Die bindende Kraft wurde bis auf die erwähnten Fälle bei der Schwangerschaft bei den Längen Mariä und Christi in den Hintergrund gedrängt. Was die verschiedenen Anwendungsweisen der „Länge Mariä" und „Christi" betrifft, so können wir sicherlich wieder das Gesetz der Verallgemeinerung heranziehen. Von Samter[5]) erfahren wir ein Analogon des Umgürtens mit der Länge Mariä und

[1]) Wundt, l. c. S. 227.

[2]) F. X. Größl, „Die Länge Mariä". Zeitschr. f. öst. Volksk., III, S. 366. Tschinkel, „Ein wundertätiges Band". Zeitschr. f. öst. Volksk., 1907.

[3]) Ploß und Bartels, Das Weib in der Natur- und Völkerkunde. Leipzig 1905. 2 Bände, 1. Band, S. 852 ff.

[4]) Richard Andrée, l. c. S. 3

[5]) Samter, l. c. Kap. X.

Christi. Im 15. Jahrhundert verwendeten die Frauen in Bayern vor der Geburt in der gleichen Weise den Gürtel ihres Mannes. In verschiedenen Provinzen Österreichs umschnüren sich die Frauen bei der gleichen Gelegenheit noch heutigentags mit Schürzen. Nach Samters Erklärung wäre das Lösen des Bandes und nicht das Fesseln des Dämons das wesentliche an dem Vorgang. Er wird von diesem Autor mit dem Lösen von Knoten und Haaren bei vielen Völkern anläßlich der Geburt in eine Reihe gebracht. Welche Deutung man auch als die richtige annehmen mag, die Bandform der „Länge Mariä" und „Christi" wird uns jedenfalls nur durch meine Ableitung erklärlich.

Ähnliche Verwandlungen heidnischer Fetische in christliche finden wir auch bei Bellucci[1]). Sie können sicherlich als Stütze meiner Theorie herangezogen werden. So wurde dem genannten Verfasser zufolge im heidnischen Italien ein Blutstein, d. h. irgend ein Stein wegen seiner roten Farbe und außerdem wegen seiner Tropfenform zum Schutz gegen Blutungen verwendet. Erklärung: Symbolismus und Ideen-Assoziation. Einen gleichgefärbten Stein finden wir heutigentags in Kreuzesform in Italien, demselben Zwecke dienend. Bellucci bringt auch die entsprechenden Abbildungen. Als Donnerkeil oder Blitzstein wurde im heidnischen Italien ein prähistorisches Jadeitbeil als Amulett getragen. Im modernen Italien findet sich, wie sich aus einer Sammlung des Verfassers ergibt, ein Kreuz aus Jadeit, demselben Zwecke dienend. „Hier bleibt nur Herkunft und Substanz", sagt Bellucci, „von dem antiken Objekt. Alles andere an dem antiken Objekt ist verschwunden. Es wirken hier zusammen der Glaube an das christliche Symbol und der Glaube an das heidnische Material, das ja noch die Substanz geliefert hat." Die Verwendung von Donnerkeilen, bestehend aus prähistorischen Geräten, finden wir ja, Andrée[2]) zufolge, in weitweiter Verbreitung.

4. Austreiben der Dämonen. Um ein Austreiben des Dämons kann es sich, aller Wahrscheinlichkeit nach, nur handeln, wenn in der Schweiz (St.) einem Menschen bei Rheumatismus der Rücken mit Brennesseln geklopft wird. Freilich könnte man hier auch ein sogenanntes ableitendes Verfahren annehmen. Nur müßte man dann dem Volke tiefere medizinische Kenntnisse zubilligen, als es in Wirklichkeit besitzen kann. Folglich bleiben wir doch lieber bei der ersten Auffassung. Hieher zählt auch die Sitte, daß in Italien einem Epileptiker ein Schlüssel in die Hand gedrückt wird (Bellucci)[3]). Aus der Schweiz[4]) ist uns der heilige Dyonisius-Schlüssel bekannt. Er wird in der Abtei von St. Denis aufgehoben und den von wütenden Tieren Gebissenen aufs Gesicht gelegt. So werden sie, dem Volksglauben zufolge, von der Tollwut befreit. Der heilige Hubertus-Schlüssel[5]) oder auch die heiligen Hubertus-Hörner werden in der dem heiligen Hubertus geweihten Abtei in Délemont in der Schweiz aufbewahrt. Sie befreien sowohl Tiere als auch Menschen, so heißt es, von der Tollwut, wenn sie unter bestimmten Gebetsformen angewendet werden. Der heutige, dort noch übliche Gebrauch datiert, wie aus der Klosterchronik hervorgeht, aus dem Jahre 1731. In diesen Fällen denkt sich das Volk ursprünglich sicherlich, daß sich der Dämon einen Ausgang aus dem Körper des Kranken aufsperren möge. Beim Hubertus-Schlüssel besteht

[1]) Bellucci, l. c.
[2]) Richard Andrée, l. c. S. 30—41.
[3]) Bellucci, l. c.
[4]) Schweizer Archiv für Volkskunde, 1911, S. 305.
[5]) Schweizer Archiv für Volkskunde, Bd. 13.

die Vorschrift, ihn in glühendem Zustande zu verwenden. Wir haben hier also ein Beispiel, daß das abergläubische Moment des Herauslassens des Dämons mit Hilfe des Schlüssels mit dem medizinischen vollkommen gerechtfertigten Ausglühen der Wunde kombiniert wird — also das Gesetz der Verquickung. Samter[1]) zufolge gab man der Frau im alten Rom zur Zeit der Geburt einen Schlüssel in die Hand. Der Autor erklärt diesen Brauch dahin, daß man bei der Geburt alles Bindende lösen müsse, analog dazu auch das Auflösen von Haaren und Knoten. Selbst für Samters Fall erscheint mir aber meine Erklärung plausibler. Bei den Esthen wird den Neugebornen etwas Rotes und ein Kreuzschlüssel zum Schutze gegen Zauberei in die Hand gegeben. Rote Farbe ist ein Ersatz für ein Blutopfer zur Versöhnung des bösen Geistes. Der Schlüssel wird von Samter in seiner Bedeutung nicht näher erklärt; doch glaube ich, trifft auch hier meine Deutung zu, die ich für den Brauch bei Epilepsie u. dgl. gegeben habe.

Der Glaube an die Heilkraft der Schlüssel könnte auch mit der Wirkungsweise der Metalle überhaupt, dem Volksglauben zufolge, zusammenhängen (Seligmann)[2]). Diese vermögen nämlich die Folgen des bösen Blickes, also auch allerlei Krankheiten wettzumachen, weil sie durch ihren Glanz die Aufmerksamkeit des mit dem bösen Blick Behafteten ablenken. Außerdem ist der Schlüssel in der deutschen Mythologie ein Attribut der Freya; wenn sie mit ihrem Schlüsselbund rasselt, donnert es. Besonders wirksam ist ein Schlüssel mit einem Kreuz im Barte. Werden in Esthland die Kinder zum erstenmal in die Wiege gebracht, so legt man unter anderem einen mit einem St. Andreas-Kreuz in seinem Barte versehenen Schlüssel neben sie. Bereits bei den Etruskern war der Schlüssel ein Amulett und bleibt es dann auch bei den Italienern. Im Ringe dieses Objekts findet sich oft ein Adler, ein Mond, eine Mano fica (Feige) und anderes Derartiges, also eine Kombination mehrerer Amulette. Möglicherweise handelt es sich in Italien und in vielen anderen Ländern, in denen der Schlüssel volksmedizinisch verwendet wird, um germanischen Einfluß — also religiöse Beziehungen.

Verlassen wir nun die an den Dämonglauben geknüpften Heilverfahren und führen noch einige andere Beispiele an:

Bei schwachen Augen und Augenkrankheiten wird in der Schweiz (St.) und in Deutschland (Kf.) ganz allgemein ein Absud von Augentrost verwendet. Hier ist sicher die Etymologie im Spiele. Ebenso wird in Rumänien nach St.[3]) ein Absud von Maiglöckchen für Augenkrankheiten verwendet, weil diese Blumen rumänisch Tränchen heißen (Etymologie).

Bei den „Franzosen", einer Geschlechtskrankheit (ulcus molle mit dem medizinischen Ausdruck) wird in der Schweiz (St.) die Pflanze „Männertreu" verwendet. Es wird dabei entweder ein Absud getrunken oder auf die kranke Stelle aufgelegt. Es ist sicherlich die Etymologie und eine Ideen-Assoziation am Werke, weil ja die Verheirateten, um die es sich hier handelt, das Leiden durch geschlechtliche Untreue akquirieren. St. bezeichnet Nigritella nigra als Männertreu, während nach Kf. Eryngium campestre diese Pflanze ist. Sie wird von den Frauen Niederösterreichs, offenbar auch aus etymologischen Gründen, als Amulett gegen die Untreue der Männer getragen (Kf.).

---

[1]) Samter, l. c. Kap. X und Kap. XVII.

[2]) Dr. S. Seligmann, Der böse Blick und Verwandtes. Berlin, Verlag Barsdorf, 1910, 2 Bde., Bd. 2, S. 6ff., S. 10.

[3]) Stoll, l. c. S. 548.

Von Söhns[1]) erfahren wir, daß Eryngium campestre deshalb Männertreu heißt, weil die Wurzel zweiteilig ist und beide Teile einander also gewissermaßen die Treue bewahren. Der Liebhaber Sapphos sicherte sich die Liebe der Dichterin, wie es heißt, dadurch, daß er die Pflanze stets bei sich trug, also derselbe Vorgang wie heutigentags in Niederösterreich. Er war aber damals wohl auf das Verhalten der Wurzel der Pflanze zurückzuführen (Symbolismus). Im deutschen Altertum bedeutete Treue Wohlwollen, daher die Leute damals die Pflanze immer bei sich trugen, um sich das Wohlwollen der Götter zu erhalten. Nach Söhns heißt die Lobelia mit ihren reizenden weißen oder blauen Blüten Männertreu, in Sachsen nennt man die Distel (Cirsium eriophorum) so und im Bergischen die Veronica Chamädrys, weil ihre Blumenkrone leicht abfällt.

Gegen Furunkel — sie werden in der Schweiz „Eissen" genannt — (St.) wird in der Kirche von Gommiswald vor der Statue des heiligen Rochus (die Heiligenfigur stammt aus dem 15. Jahrhundert) ein Rappen in den Opferstock deponiert. Hier sind es religiöse Beziehungen, die wir vor uns haben und die wohl damit zu erklären sind, daß das Volk die Pestbeulen mit Furunkeln verwechselt und deshalb die mit Pestbeulen behaftete Rochusstatue um Heilung der Furunkel anfleht. Rochus lebte, nach Kerler[2]), in Frankreich im 14. Jahrhundert und heilte dort und in Italien viele Gläubige auf wunderbare Weise von der Pest, wie die Legende berichtet. Darum wird er als Pestheiliger in allen katholischen Ländern verehrt. In Galgenen (Kanton Schwyz) wird in der dortigen Kirche der heilige Jodocus behufs Heilung der Furunkel angerufen, und zwar in der gleichen Weise wie der heilige Rochus in Gommiswald. Warum der heilige Jodocus zur Heilung der Furunkel herangezogen wird, darüber erhalten wir selbst bei Kerler keinen Aufschluß. Wir erfahren aus dieser Quelle bloß, daß Jodocus im 7. Jahrhundert lebte und dereinst eine Quelle auf dürrem Felde hervorzauberte, wodurch dieser Acker an Fruchtbarkeit bedeutend gewann. Die Quelle soll auch die Macht gehabt haben, Fiebernde zu heilen. Vielleicht daher die Anrufung des Heiligen bei Furunkeln, die ja auch manchmal mit Fieber einhergehen können.

Bei Blutungen der Lunge sowie bei Nasenblutungen wird dem Patienten in der Schweiz (St.) die Wurzel von Allermannsharnisch in die Hand gedrückt. Der Brauch war nach Kf. als Schutz vor Blutungen in ganz Deutschland im Mittelalter heimisch. Der Name der Pflanze rührt nach Söhns[3]) daher, daß deren Wurzel mit Haaren überzogen ist und wie ein Harnisch aussieht. „Wie ein Harnisch vor Verwundungen schützt, so möge die Pflanze auch bei Blutungen wirken" — dies mag die Volksseele gedacht haben, also ein auf der Etymologie beruhender Symbolismus.

Bei Bleichsucht (Chlorose) werden in der Schweiz (St.) rostige Nägel in Rotwein gelegt, von dem dann getrunken wird. Nebenbei werden Bienenhonig und Milch genossen. Nach Kf. werden in Bayern sowie in manchen anderen Gegenden Deutschlands, Galiziens und im Orient Äpfel verwendet, in welche ein Nagel hineingesteckt wurde, der ja dann auch rostig wird. Der in der Schweiz gebrauchte Honig sowie die Milch sind sicher als ganz vernünftige Hausmittel zur Hebung der Ernährung zu deuten. Dem Verfahren mit den Nägeln liegt möglicherweise folgender Symbolismus zugrunde: „Wie der rostende Nagel seine rote

[1]) Franz Söhns, Unsere Pflanzen. Leipzig 1904.
[2]) D. H. Kerler, l. c., s. Rochus.
[3]) Söhns, l. c.

Farbe an den Wein resp. den Apfel abgibt, so möge dieser wieder die rote Farbe auf den Patienten übertragen." Freilich ist es denkbar, wenn auch nicht wahrscheinlich, daß diese Medikation von seiten des Volkes deshalb angewendet wurde, weil ihm bewußt war, daß Eisen die Chlorose günstig beeinflußt. Es können sich auch beide Momente kombiniert haben.

Das Klimakterium, in der Schweiz (St.) Abänderung genannt. In manchen Orten der Schweiz wird den Frauen geraten, beim Herannahen der Wechseljahre einen Fluß aufzusuchen und hineinzuharnen. Es liegt, wie übrigens auch unser Verfasser andeutet, hier der Symbolismus zugrunde: „Wie das fließende Wasser im Fluß, wie der Harn fließt, so möge auch wieder das Blut der Frau während der Menses fließen."

Virginität. Nach St. ist in der Schweiz der Glaube verbreitet, daß ein noch nicht 20jähriges Mädchen ihre Unschuld behält, wenn sie am Christi Himmelfahrtstage roten Ehrenpreis pflückt, oder sie wird dann in der Ehe keusch bleiben. Roter Ehrenpreis schützt vor allerlei Laster, blauer gibt einen sanften Tod. Ehrenpreis (Veronica officinalis) wird nach Kf. in Niederösterreich als Beschreikraut gegen Verhexung des Viehs angewendet. Wenn eine Jungfrau bei den Slowaken im Absud des Ehrenpreises badet, verliert sie ihre Unschuld. Bei den Slowenen werden verschiedene Krankheiten mittels des Ehrenpreises geheilt. Nach Söhns wurde die Pflanze so genannt, weil ein König von Frankreich seine auf der Jagd verwundeten Hunde durch Auflegen dieser Pflanze kurieren konnte. Auf die Anwendung des Ehrenpreises kam er dadurch, daß er sah, wie ein Hirsch seine Wunden durch Anreiben an die Pflanze heilte. Nach seiner auf gleiche Weise erzielten Herstellung nach einer Verletzung seiner selbst befahl der König, das Gewächs müsse Ehrenpreis heißen, da es fortab aller Ehren würdig sei. Die Pflanze hieß bei den Römern Veronica, daher in der Wissenschaft jetzt noch Veronica officinalis. Das Wort ist aus Vettonica abzuleiten, weil die Pflanze bei den Vettonen, einem lusitanischen Volksstamme, häufig vorkam. Bei den Römern wurde der Name als Vera unica, daraus dann Veronica, gedeutet und daher gegen viele Krankheiten angewendet. In manchen Gegenden Schlesiens heißt der Ehrenpreis „Bathengel", im Elsaß „Heil aller Welt", beide Namen Volksetymologien, aus Veronica abgeleitet. Die verschiedenen Anwendungsweisen der Pflanze erklären sich unbedingt aus der Etymologie. Sowohl aus dem lateinischen Wort Veronica — es sind ja bekanntlich viele Medizinalpflanzen unserer Zeit aus der Antike übernommen — als auch aus der Bezeichnung Ehrenpreis. Die mit der Jungfernschaft zusammenhängenden Verfahren dürften eher dem Namen Ehrenpreis entspringen, sicherlich ist also die Etymologie das psychologische Moment für den Gebrauch der Pflanze.

Als ein Mittel gegen den Kropf wird in der Schweiz (St.) ein mit Knoten um den Hals gebundenes Band angeführt. Das Knotenbinden ist nach Kf. seit dem Altertum als Mittel gegen die verschiedensten Krankheiten in ganz Europa im Schwange. Es soll von Assyrien stammen, wie die dortigen Keilschriften beweisen. Auch hier, glaube ich, ist der Symbolismus das primäre Agens: „Wie der Knoten sich löst, so möge auch die Krankheit sich lösen, d. h. verschwinden." Vierkandt[1]) meint, daß das Verknoten dem täglichen Leben entnommen sei, aus welchem sich ergibt, daß man einen Feind dadurch unschädlich macht, daß man ihn fesselt und dann durch Knoten bindet. Daraus deduziert das verschwommene

[1]) Vierkandt, l. c.

Denken des Primitiven, daß allerlei böse Einflüsse durch Knotenbinden abgewehrt werden können. Bei dieser Auffassung käme mein Gesetz der Verallgemeinerung in Betracht.

Religiöse Beziehungen zeigt sicherlich die Anwendung vieler Heilpflanzen. So gelten in der Schweiz (St.) diejenigen Kräuter als am wirksamsten, die möglichst viele Beimengungen von einem „Marienstrauß" enthalten. Das sind Pflanzen, die am Maria Himmelfahrtstage geweiht worden sind. Wir finden in der Schweiz auch zum Teil dieselben Pflanzen wie in Deutschland beim sogenannten Frauendreißiger. Es sind dies die Gewächse, die während der 30 Tage zwischen Maria Himmelfahrt und Maria Geburt in Süddeutschland gepflückt werden. Nach Höfler[1]) beziehen sich diese Pflanzen auf den dreißigtägigen Seelenkult der alten Germanen. Auch in der Schweiz (St.) stehen dieselben Gewächse wie beim Frauendreißiger in Süddeutschland in Verwendung, so Kamillen, Malven, Enzian, Tausendguldenkraut, Wegerich, Wermut u. a. m. Wir haben es hier zum Teil mit Pflanzen zu tun, die sich schon beim Cereskult des Altertums vorfanden, zum Teil andere. Aus einer Nachricht aus der Schweiz[2]) entnehmen wir:

In einer Mailänder Kirche wurde eine Marienstatue aus der Renaissanceperiode gefunden. Sie ist der Typus der sogenannten Madonna im Ährenkleide. Davon gibt es viele Nachbildungen in Deutschland. Die Darstellung geht sicher auf eine auf einer altrömischen Trajansmünze sichtbare bekränzte Ceres zurück, die erst in letzter Zeit in Rom gefunden wurde und sehr lange ganz unbekannt war. In der Schweiz stehen aber auch andere Pflanzen als in Deutschland in häufiger Verwendung, so Knoblauch, Zwiebeln, Kalmus, Strenzen, Lindenblütenzweige (St.) usw., die im deutschen Frauendreißiger nicht enthalten sind. Wir müssen wohl annehmen, daß es sich da um lokale Modifikationen handelt. Ich glaube aber, daß wir auch hier mit Rücksicht auf süddeutsche Verhältnisse einen Zusammenhang mit antikem Götterdienst und germanischem Totenkult annehmen dürfen.

Beinahe immer zeigen sich dort, wo wir eine Anwendung einer Pflanze als Heilmittel finden, auch gewisse Gebetformeln oder Festtage im Zusammenhange mit dem eigentlichen Verfahren. Es erscheint da also eine Verquickung von religiösen Beziehungen mit anderen von uns angeführten psychologischen Momenten. Es ist wohl wahrscheinlich, daß auch hier die Kirche häufig, wie bei den Fetischen, dem entsprechenden, ursprünglich heidnischen Gebrauch, den sie ja nicht verdrängen konnte, auf diese Weise erst die Weihe geben wollte. In diesem Sinne werden eben die Medizinalpflanzen an bestimmten Feiertagen geweiht. Zur Erweiterung ihrer Machtsphäre war dieser Vorgang sicherlich der Kirche dienlich. So resultiert wieder das, was ich als Gesetz der Verquickung bezeichnet habe.

c) Schutz des persönlichen Eigentums

(gemeint ist vor Schädigung durch Naturereignisse und durch fremde Menschen).

Wie auch anderwärts, so hat man in der Schweiz (St.) gedruckte Gebete zum Schutz des Eigentums gegen Blitz, ebenso zum Schutze des Viehs und noch allerlei andere Amulette. Hier zeigen sich wieder religiöse Beziehungen, ebenso wenn man in vielen Ländern Europas, beispielsweise in Italien (Bellucci)[3]),

[1]) M. Höfler, Der Frauendreißiger. Zeitschr. f. österr. Volksk., 1912, Oktoberheft.
[2]) Schweizer Archiv. f. Volksk., 1909.
[3]) Bellucci, l. c.

und in manchen Gebieten Asiens (Andrée)[1]) zu demselben Zwecke Donnerkeile benützt. Hier obwaltet die Vorstellung, daß die Objekte von irgend einer Gottheit während des Donners geschleudert wurden. Die diesen Dingen anhaftende Macht des höheren Wesens muß nun vor Blitzgefahr schützen. Sogenannte Alpen- und Stallsegen finden sich reichlich in der Schweiz und in den Alpenländern überhaupt. Es sind dies mit Gebeten bedruckte Papierstücke, die an der Eingangstür eines Alpenhauses oder an der Stalltür angebracht werden. Viel Derartiges, speziell aus Österreich, findet sich im k. k. Museum für österr. Volkskunde in Wien.

Eine Kröte wird oft in den Bauernhäusern der Schweiz (St.) zu Schutzzwecken gehalten und mit Milch gefüttert. Dieser Brauch ist nach Kf. auch in Deutschland heimisch. Er erklärt sich wohl dahin, daß die Kröte als Seelentier figuriert, und die Seele eines Verstorbenen auf diese Weise eine schützende Rolle spielt. Anderseits hält der deutsche Volksglaube die Kröte auch für unsterblich und mutet ihr Beziehungen zu elbischen Wesen zu. Häufig wird darum auch eine Kröte aus Wachs als Amulett getragen.

In ähnlichem Gebrauche stehen in vielen Ländern, so in Indien, aber auch in manchen Gebieten Europas, die Schlangen. Wiederum werden auch sie als Seelentiere gedeutet. Nach Lippert[2]) hat die christliche Sekte der Ophiten die Schlange als heiliges Tier und als Verkörperung Christi betrachtet. Möglicherweise greift der Schlangenkult in europäischen Gebieten auch auf diese Verstellungen zurück. Schlange und Kröte als Beschützerinnen menschlichen Eigentums — auch hierin müssen wir religiöse Beziehungen erblicken.

Lippert[3]) macht auch die Beobachtung, daß ursprünglich nur ganz bestimmte Tiere mit der menschlichen Seele in Zusammenhang gebracht wurden, späterhin aber alle jene Individuen unter den Tieren, die in irgend einem Fall ein besonders auffallendes Benehmen an den Tag legen, also: Gesetz der Verallgemeinerung: Was zuerst bloß für einzelne Fälle galt, wird auf die Allgemeinheit übertragen.

Totenknochen schützen in der Schweiz (St.) sowie auch im Egerlande (Kf.) vor Kleiderläusen. Ein Wollbändchen, das einen Tag unter dem Kopf eines Toten lag, wird in der Schweiz (St.) in demselben Sinne verwendet. Hier kann der Glaube an die Macht der mit dem zauberischen Objekt in Zusammenhang gebrachte Seele des Verstorbenen die Ursache der Sitte sein, auch hier religiöse Beziehungen.

Das Bannen der Wespen durch bestimmte Sprüche in der Schweiz ist möglicherweise auch auf den Glauben zurückzuführen, daß diese Tiere die Seele eines Toten bergen. Um so mehr ist dies anzunehmen, als die betreffenden Sprüche so lauten, daß man nur vernunftbegabte Wesen damit in die Flucht schlagen könnte:

„Wispeli, Wäspeli,
Gang i dis Nästli"

oder:

„Wispi, Wäspi, i b'schwör di,
Bist des Tüfels, so wehr di,
Oder i tue di uf en Gaisbock,
Daß flügst höch i d'Luft"

[1]) Andrée, l. c. S. 30—41.
[2]) J. Lippert, Christentum, Volksglaube und Volksbrauch. Berlin 1882. S. 65, 233, 491 ff.
[3]) J. Lippert, l. c. S. 503.

Wir wissen ja, daß verschiedene Völker die Menschenseele nach dem Tod in Vögel, Schmetterlinge und mancherlei Insekten verlegen. Hier mag also eine analoge Vorstellung zugrunde liegen.

B. Offensives Verfahren.

a) Beschädigung der Menschen an Leben und Gesundheit.

b) Beschädigung ihres Eigentums an Leben und Gesundheit.

Die Beschädigung von Menschen oder ihres Eigentums auf zauberische Art nennt man in der Schweiz (St.) „Leidwerche" — Leid wirken. St. führt für diesen Vorgang mehrere Beispiele an, so u. a.: Ein Kind erkrankte plötzlich unter krampfhaften Erscheinungen bei Nacht. Dies wird mit dem Besuch eines Menschen in Zusammenhang gebracht, der das Kind verhext haben soll. Die verhexende Person ist meist ein Individuum, das sich zufällig auffällig benommen hat und dessen Besuch zeitlich mit der Erkrankung des Kindes zusammenhängt. Es kommen hier häufig Krankheiten in Betracht, deren Ursache das Volk Dämonen zuschreibt, also plötzlich eintretende, besonders nervöse Leiden. Abgewehrt werden derartige Erscheinungen durch Palmblätter, Zauberformeln u. dgl. Das Verhexen spielte in Europa in diesem Sinne während des ganzen Mittelalters eine große Rolle. Die analogen Vorkommnisse finden wir auch bei Naturvölkern. Sie sind dort ebenfalls unter dem Namen des „Verhexens" bekannt. Hier wie dort geben den Grundton religiöse Beziehungen, Dämonenglauben u. dgl. ab. Der Hexenmeister ist hier gewöhnlich ein Mensch, der durch seine Individualität oder sein Auftreten eine solche suggestive Macht auf die anderen ausübt, daß man ihm eine übernatürliche Gewalt zutraut. Bei den Primitiven sind es zumeist Leute, die von berufswegen mit den übersinnlichen Mächten auf gutem Fuße stehen, so Zauberer, Priester, Medizinmänner, Regenmacher u. dgl. m.

Doch können in der Schweiz (St.) auch Dinge „leidwerche" — Leid wirken, d. h. verhexen. Nach der Erzählung eines Senners in der Schweiz geschieht einem Rind jedesmal, wenn es auf eine weiße Haselnußwurzel tritt oder wenn es eine solche frißt, etwas Böses. Die weiße Haselnußstaude soll übrigens, der Volksmeinung nach, früher Früchte tragen als andere Pflanzen der gleichen Gattung. Mit einer Haselstaude „bannt" man böse Leute, weiße Haselstaude schützt vor Unglück, mit einer Rute davon werden Schlangen getötet (St.). Nach Lippert[1]) war die Haselnuß lange Zeit die schmackhafteste Frucht in Deutschland. Nach Kf. hat man viele Haselstauden in alemannischen Gräbern gefunden. Die Haselnuß war die germanische Totenspeise, also wieder religiöse Beziehungen, auf dem Seelen- oder Dämonenglauben beruhend. Es ist, wie mir Prof. M. Haberlandt mündlich mitteilte, allgemein üblich, daß beliebte Speisen als Seelenspeisen der Verstorbenen verwendet werden. So hier die Haselnuß, daher resultiert ihre Zaubermacht und auch die des Haselstrauches. In Deutschland und schon im alten Rom war die Haselstaude Wünschelrute. Es ist begreiflich, daß die weiße Farbe in den Augen des Volkes wegen ihrer Auffälligkeit und Seltenheit die magische Wirkung der Haselstaude erhöhen muß.

In der Schweiz (St.) wird das Vernageln von Menschen geübt in der Absicht, daß der Mensch, der vernagelt worden ist, sterben möge. Es liegt hier

[1]) Lippert, l. c. S. 478.

der Symbolismus zugrunde, daß der Betreffende ebenso vernichtet werden möge wie der Baum, in den der Nagel eingeschlagen wird.

Unter Vernageln versteht man bei Naturvölkern ein sympathetisches Heilverfahren. Es wird dabei ein Nagel in einen Baum geschlagen und dadurch soll die Krankheit vernagelt, d. h. geheilt werden.

Das Bannen von Hexen und Menschen, die jemand belästigen, durch Sprüche, soll in der Schweiz (St.) häufig vorkommen. Es beruht dies sicherlich darauf, daß die betreffenden Menschen, um die es sich handelt, an die Wirkung der Formel glauben. Durch Suggestion tritt sie dann auch ein, wie schon St. andeutet.

C. Expetitives Verfahren.

a) Das Herbeizaubern für den Menschen günstiger Naturereignisse.

Hieher gehört vor allem der Wetterzauber und ähnliches. Meist sind es da religiöse Beziehungen, die zugrunde liegen. Zu diesen Dingen ist unter anderem das Verbrennen von Wetterkerzen in Tirol anläßlich eines Gewitters, damit es aufhöre, zu rechnen. Dieser Brauch erklärt sich damit, daß nach Samter[1]) Feuer in Form von Fackeln, Kerzen oder Lichtern auch bei Hochzeiten und Todesfällen bei den verschiedensten Völkern zur Abwehr der bösen Geister benützt wird. Ich glaube dies dahin deuten zu können, daß die Menschen sicherlich die Beobachtung machen konnten, daß sehr viele Tiere, besonders Raubtiere, das Feuer sehr fürchten. Nun wissen wir ja, daß die Seele der Verstorbenen, oft mit Dämonen identifiziert, in allerlei Tiere übergehen kann.

In der Schweiz (St.) werden geweihte Kränze, „Tschäppeli", in den Wohnungen aufgehängt, damit das Feld besser gedeihe. Es liegen hier Anklänge an den sogenannten „Frauendreißiger" vor. Die Anwendung der Kräuter in diesem speziellen Sinne läßt sich aber nur durch das Gesetz der Verallgemeinerung deuten. Es sind hier nämlich ursprünglich als Heilkräuter im Gebrauche stehende Pflanzen, die auch in dem eben erwähnten Sinne verwendet werden.

Nach Andrian[2]) ist bei den Indogermanen das Windfüttern, Verschreien und Verhöhnen des Wetters, das Wind- und Regenpfeifen, das mit Waffen ausgeführte Angreifen des Wetters üblich. Man könnte sich mit Vierkandt[3]) diese Verfahren als aus dem gewöhnlichen Leben entnommen erklären. Der Urmensch mußte ja beobachten, daß sie gegen einen menschlichen Feind mit Erfolg anwendbar sind. So übertrug er deren Gebrauch einfach auf alles Böse, das ihn bedrohte. Dies die Ansicht Vierkandts. Aber ich halte mich doch lieber an die Dämonenlehre, da sie mir plausibler erscheint. Die Dämonen, die das Wetter beherrschen, sollen nach Andrian durch diese verschiedenen angeführten Zauberverfahren beeinflußt werden. Im k. k. Museum für österr. Volkskunde in Wien befindet sich beispielsweise eine Ton-Trompete aus der Bretagne, die zum Herbeiführen des schönen Wetters geblasen wird. Auf ähnliche Vorstellungen ist es wohl zurückzuführen, wenn in der Schweiz (St.) ein Messer in die Stalltür gesteckt wird, damit die Kühe mehr Milch geben sollen. Man will hier nicht bloß etwaige böse Geister der Luft auf diese Weise unschädlich machen,

[1]) Samter, l. c. Kap. V.

[2]) Freiherr v. Andrian, Über Wetterzauber. In den Mitt. d. Anthrop. Ges. in Wien, 1894.

[3]) Vierkandt, l. c.

sondern sicherlich auch Kobolde. Sie wohnen ja, nach deutschem Volksglauben, nicht nur im Herd des Hauses, sondern auch auf der Schwelle (Wuttke)[1]). Daß „anima" sowohl Hauch als auch Seele bedeutet, weist darauf hin, daß bei Indogermanen Seelen der Menschen als auch Dämonen in die Luft verlegt werden. Nach Andrian[2]) hat jedenfalls in der Frage des Wetterzaubers die orientalische Magie seit den Perserkriegen europäische Sitten beeinflußt. Unter den Naturvölkern der ganzen Welt spielt besonders das Regenmachen eine große Rolle. Darunter sind zwei von Andrian angeführte Fälle wegen des deutlichen, ihnen zugrunde liegenden Symbolismus besonders interessant: Vom Stamme der Deyeri am Cooperfluß in Südaustralien erfahren wir über das Regenmachen folgendes: Alten Männern werden in einer eigens konstruierten Hütte die Adern geöffnet. Das spritzende Blut bedeutet Regen. Herbeigetragene Steine stellen die Wolken dar. Zum Schlusse durchstoßen die Männer mit den Köpfen die Hütte, was das Durchbrechen der Wolken symbolisieren soll, und endlich bedeutet das gewaltsame Zumeinsturzbringen der Hütte das Herunterprasseln des Regens. Dabei gibt es noch andere nebensächliche Zeremonien. Wegen der Durchsichtigkeit des Verfahrens interessant ist die Opferung eines Siouxmädchens durch die Pawnees in Nordamerika im Jahre 1837. Dieser unglücklichen Frauensperson wurde das Fleisch stückweise vom Leibe gerissen. Aus den einzelnen Stücken wurde das Blut über die Felder ausgepreßt. Die letzte Übung bedeutete sicherlich das Herabfallen des Regens. In Afrika gibt es, wie Andrian mitteilt, eigene Regenmacher, deren Prozeduren auch einen mehr oder minder klaren Symbolismus enthalten. Bei den Stämmen in der Nähe des Berges Ruwenzori wird Bergkristall als Regenstein benützt, da man die Ähnlichkeit dieses Minerals mit Schnee, der ja zu Wasser, also gewissermaßen zu Regen wird, zu religiösen symbolischen Verfahren verwendet. Ich greife nur einige wenige Beispiele heraus, um den Leser nicht zu ermüden. Bei den meisten altaischen Stämmen, besonders bei den Turkvölkern, kommt ebenfalls ein Stein behufs Regenmachens in Anwendung (Andrian)[3]). Es ist dies entweder Jadeit oder Nephrit. Aus der Literatur, deren Beschreibungen sehr undeutlich sind, geht nicht mit genügender Sicherheit hervor, welches von beiden Mineralien gemeint ist. Aber immer besteht das Wesen der Prozedur darin, daß der fragliche Stein in symbolischer Weise mit Wasser übergossen wird. Andrian erwähnt, daß es umgekehrt eine germanische Sitte sei, zum selben Zweck Steine ins Wasser zu werfen, damit die erzürnten Wassergeister Regen senden mögen. In eine Reihe damit gehört wohl auch der von Samter[4]) bei einigen Völkern erwähnte Brauch, bei Leichenzügen und Hochzeiten die bösen Geister durch Ausgießen von Wasser oder durch ähnliches zu erschrecken. Andrian leitet die diesbezüglichen Bräuche der Altaier von den Chaldäern ab. Ebenso stammen nach Andrian die von den Römern benützten, mit daraufgeschnitzten Insekten versehenen Wettersteine aus derselben Quelle. Dämonenglaube und Symbolismus sind also die psychologischen Motive, die dem Wetterzauber der verschiedenen Völker zumeist zugrunde liegen. Freilich gibt es aber auch auf diesem Gebiete vieles, dessen Deutung nicht auf Grund der angeführten Motive möglich und einstweilen überhaupt noch unklar ist.

[1]) Wuttke, Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart Berlin 1900. S. 89, 90.
[2]) Freiherr v. Andrian, l. c.
[3]) Freiherr v. Andrian, l. c.
[4]) Samter, l. c. Kap. VI.

b) Omina und das Voraussehen von Ereignissen und ähnliches.

1. Omina im eigentlichen Sinne, bestehend aus mystischen zufälligen Umständen und psychischen Dispositionen:
   - α) einfache Naturerscheinungen;
   - β) Naturobjekte;
   - γ) Ereignisse;
   - δ) Träume;
   - ε) Visionen, Sinnestäuschungen u. dgl.
2. Omina im weiteren Sinne, bestehend aus der absichtlichen Einleitung verschiedener Verfahren und ähnliches:
   - α) Zeitwahl;
   - β) Zahlenmystik;
   - γ) Orakelverfahren.

1. Omina im eigentlichen Sinne, bestehend aus mystischen zufälligen Umständen und psychischen Dispositionen.

α) Einfache Naturerscheinungen.

In der Schweiz (St.) wird ein Regenbogen als regenbringend gedeutet. Nach Wuttke[1]) ist der Regenbogen nach altgermanischem Glauben der Saum am Kleide der Himmelsgöttin Freya. Später trat er in die gleiche Beziehung zur heiligen Maria. In vielen deutschen Gegenden glaubt das Volk, daß dort Schätze liegen, wo der Regenbogen scheinbar auf der Erde ansteht. Im deutschen Böhmen bedeutet der Regenbogen für das Haus, über dem er steht, Unglück. In den tschechischen Teilen Böhmens verwandelt sich, einem Aberglauben zufolge, ein gegen den Regenbogen geschleudertes Eisenstück in Gold. Es ist begreiflich, daß dem Regenbogen wegen seines Zusammenhanges mit der Gottheit allerlei zauberische Kräfte zugeschrieben werden. Es ist aber nicht zu entscheiden, welche Wirkungsweise des Regenbogens als die primäre zu denken ist. Jedenfalls erklären sich alle Erscheinungen als religiöse Beziehungen.

Man glaubt in der Schweiz (St.), daß in der Richtung, in der Sternschnuppen fallen, ein Unglück geschieht. Es ist nach Wuttke[2]) eine allgemein in vielen deutschen Landen verbreitete Vorstellung, daß jeder Mensch seinen Stern am Himmel hat. Daher heißt es in vielen Orten: „Wenn eine Sternschnuppe fällt, so muß ein Mensch, der das sieht, sterben." Oder dem Beobachter dieses Ereignisses geht dabei ein Wunsch in Erfüllung. All dies erklärt sich wieder durch die Beziehungen der Sterne zur menschlichen Seele, also religiöse Beziehungen. Es ist wieder nicht zu ermitteln, welche Formen dieses Aberglaubens die primären, welche die sekundären sind. Jedenfalls war sowohl bei den Sternschnuppen als auch beim Regenmachen das Gesetz der Verallgemeinerung, ausgehend von einer primären Vorstellung, am Werke.

β) Naturobjekte.

Die Eule bringt in der Schweiz (St.) Tod oder Unglück durch ihren Schrei „huwig". Diese Laute werden übrigens in manchen Teilen Deutschlands als „kuwitt", „komm mit", gedeutet (Wuttke)[3]). Die Eule gilt übrigens vielfach als

[1]) Wuttke, l. c. S. 28.
[2]) Wuttke, l. c. S. 196.
[3]) Wuttke, l. c. S. 202.

Seelentier. In China hält man den Vogel für todbringend (Andrée)[1]), ebenso wie im klassischen Altertum (Kf.) Auch der Stein- oder Waldkauz gilt in Indien als unheilkündend (Kf.). In vielen Ländern ist dieser Glaube sicherlich durch die Ideen-Assoziation: Nachtvogel — Nacht — Angst — Unglück — zu erklären. Wir sehen aber, daß außerdem noch der Seelenglaube in manchen Gegenden zugrunde liegen mag, ferner auch die erwähnte Deutung des Eulenrufes, womit gemeint sein soll, daß der Tod den Menschen ruft — also wieder auch die Etymologie.

Die Totenuhr, der Trotzkopf (Anobium pertinax). Sein Ticken im Holz bedeutet in der Schweiz (St.), dem Volksglauben zufolge, den baldigen Tod eines Menschen. Kf. gibt leider keine genaue Lokalisation dieses Glaubens an, er scheint aber nach ihm sehr verbreitet zu sein. Ich vermute, daß man das Tier durch Ideen-Assoziation mit dem Tod in Verbindung gebracht hat, als man sah, daß der Käfer sich bei Berührung tot stellt. Das Ticken im Holz, das St. als das Wühlen der Larve, Kf. aber als einen Liebeslockruf des Männchens auffaßt, dürfte dem Käfer den Namen Totenuhr eingetragen haben. Ursprünglich war es vermutlich die Ideen-Assoziation, dann später vielleicht auch die Etymologie aus dem Worte „Totenuhr", die den Aberglauben veranlaßte. Damit im Zusammenhang ist wohl der weitverbreitete Glaube zu bringen, daß der nahende Tod eines Menschen durch Anklopfen seiner Seele an den Wohnungen von Freunden und Bekannten (das sogenannte „Künden") verkündet werde — analog dem Ticken des Käfers. Wir haben es vielleicht auch mit der Verquickung von Vorstellungen zu tun.

Die Kreuzspinne bringt sowohl in der Schweiz (St.) als auch anderwärts, besonders in Deutschland (Kf.), (Andrée)[2]), dem ihr Begegnenden Unglück. Hieher gehören auch die unter dem Schlagwort „Angang" einzubeziehenden Erscheinungen, die Andrée genauer bespricht. St. erwähnt, daß ihm bald Eipeira diadema, bald Meta segmentata als Kreuzspinne bezeichnet wurde. Das Tier wird, wie ich vermute, wegen des auf seinem Rücken befindlichen Kreuzes Veranlassung zu diesem Aberglauben gegeben haben. Bekannt ist ja die Redensart: „Es ist halt ein Kreuz" in dem Sinne von Unglück. Es sind also wohl religiöse Beziehungen, die hier zugrunde liegen. Es dürfte dies um so mehr zutreffen, als, meines Wissens, dieser Volksglaube nur im christlichen Europa anzutreffen ist.

γ) Ereignisse.

Das Begegnen einer alten Frau gilt in der Schweiz (St.) als ungünstiges Vorzeichen. Ebenso ist es bei vielen Völkern in den verschiedensten Erdteilen (Andrée)[3]). Es liegt da wohl der Symbolismus zugrunde: „Wie das Alter überhaupt ein Unglück ist, so auch die Begegnung mit ihm."

Herabfallen von Gegenständen bei Nacht verkündet in der Schweiz (St.) einen nahenden Todesfall eines Bekannten. Vielleicht liegt hierin auch eine Verquickung mit dem Glauben an das Verkünden dieses Ereignisses durch Klopfen. (Nach Analogie eines früheren Falles.)

Das Springen von Gläsern weissagt in der Schweiz (St.) Unglück. Vielleicht ist hier eine Ideen-Assoziation mit dem Sprichworte: „Glück und Glas, wie bald bricht das" das ursächliche Moment.

[1]) Andrée, Ethnogr. Parallelen und Vergleiche. Stuttgart 1878. S. 14.
[2]) Andrée, l. c. „Angang" S. 8ff.
[3]) Andrée, l. c., unter „Angang" S. 8 ff.

In der deutschen Schweiz (St.) bedeutet das Blühen von Sempervivum tectorum (auf deutsch Hauswurz oder Donarwurz) auf einem Hausdach das baldige Sterben eines Menschen. In ganz Deutschland ist (Kf.) der Brauch verbreitet, diese Donarwurz auf Dächern zu pflanzen. Sie ist ursprünglich dem altgermanischen Gotte Donar geweiht (Kf.). Sie beschützt daher das Haus vor bösen Geistern und wohl auch deshalb, weil sie häufig auf Gräbern gepflanzt wird (Lippert)[1]), so also von der Seele des Toten aus über eine große Macht verfügt — Dämonenglaube . . . . . religiöse Beziehungen.

Lippert[2]) erklärt übrigens die Zauberkraft der Pflanzen im allgemeinen dahin: Die Pflanze, die mit dem Geist eines Verstorbenen in Berührung gekommen war, war heilig und zauberkräftig, ohne Rücksicht auf ihre Art. Später wurde die Wirkung auf die ganze Art übertragen, ohne Rücksicht darauf, ob das einzelne Individuum der Art mit dem Geist in Berührung gekommen war oder nicht. Andere Pflanzen wurden für magisch wirksam gehalten wegen ihrer auffallenden Eigenschaften, so wegen eines in ihnen enthaltenen roten Saftes u. dgl. So war es in heidnischen Zeiten. Das Christentum bannte aber die Geister von der Erde, daher waren dann die Pflanzen nur zu bestimmten Zeiten magisch wirksam, zu welchen nach dem kirchlichen Glauben sich die Geister wieder auf der Erde aufhalten durften. So wurde dann der Tag des Pflückens für die Wirkung der Pflanze bedeutsam. Auf diese Weise, glaube ich, erklärt sich also die im Zusammenhange mit manchen Zauberverfahren geübte Tagwahl.

Das Verlieren von Kleidungsstücken bei einer Hochzeit verkündet in der Schweiz (St.) Unglück. Es kann dies, meint St., bei den Bauernhochzeiten sehr leicht geschehen, da sie in der Frühe stattfinden und sich die Brautleute daher mit dem Anziehen sehr beeilen. Wenn Demeter Dan[3]) zufolge bei den Rumänen in der Bukowina jemand die Kleider verkehrt anzieht, so bedeutet dies Unglück. Es liegt hierin vielleicht etwas ähnliches vor. Es handelt sich in beiden Fällen wohl um eine Ideen-Assoziation, daß eben ein unglückliches Ereignis an Unglück denken läßt. Es könnte hier aber auch der Dämonenglaube im Spiele sein. Bei den Rumänen wird nämlich das Vorkommnis dadurch gutgemacht, daß man die Kleidungsstücke vor dem neuerlichen Anziehen mit den Füßen tritt, also vielleicht eine Austreibung der darin hausenden bösen Geister vornimmt. Das Ausschütteln von Gegenständen zu diesem Zwecke wird häufig beobachtet (Samter)[4]). Bei den Buginesen wird den Frauen im achten Monate der Schwangerschaft eine Binde um den Bauch gegeben, die beim Herannahen der Geburt ausgeschüttelt wird. Bei den Indern wird das Gewand eines Toten ausgeschüttelt. Desgleichen taten die alten Inkas mit ihren Kleidern vor deren Anlegen. Heutigentags wird bei den Armeniern mit dem Hemd eines kranken Kindes dieselbe Prozedur vorgenommen.

In der Schweiz (St.) bedeutet ferner Stolpern über die Türschwelle Unglück. St. bringt diesen Aberglauben mit dem Brauche der Römer in Zusammenhang, wonach die Braut über die Schwelle des künftigen Gatten getragen werden mußte. Zur Erklärung der Erscheinung ist damit wohl recht wenig getan,

---

[1]) Lippert, l. c. S. 484.
[2]) Lippert, l. c. S. 484 ff.
[3]) Demeter Dan, Volksglauben der Rumänen in der Bukowina. Zeitschr. f. österr. Volksk., 1897.
[4]) Samter, l. c. Kap. IV.

hingegen erzählt uns Lippert[1]), daß die Schwelle sowie Herd, Dachfirst und ein Kreuzweg zauberische Orte seien, ein in deutschen Landen sehr verbreiteter Volksglaube. Von Samter[2]) erfahren wir, daß in England, Neugriechenland, Indien, Schlesien usw. die Braut bei der Hochzeit ebenfalls über die Schwelle gehoben wird. Diese Erscheinung wird von den älteren Forschern als ein Rest des früheren Frauenraubes gedeutet. Da sich aber, wie Samter ganz richtig bemerkt, auch Totengebräuche an die Schwelle knüpfen, so ist diese Erklärung nicht zulässig. In vielen Gebieten Deutschlands darf beispielsweise der Sarg des Verstorbenen mit der Schwelle nicht in Berührung kommen u. dgl. m. Hingegen ist bei allen in Betracht kommenden Völkern die Schwelle ein Aufenthaltsort der Geister. Dies rührt nach Samter daher, weil bei vielen Primitiven der Tote in der Hütte, in der Schwelle oder einem ihr nahegelegenen Orte begraben wird, also sind es wieder religiöse Beziehungen, die hinsichtlich der auf die Schwelle bezüglichen Gebräuche zugrunde liegen.

Bevor wir auf δ Träume und ε Visionen, Sinnestäuschungen u. dgl. in ihrer Bedeutung als Omina eingehen, möchte ich zur Erklärung dieser Erscheinungen auf die Lehren von Swoboda[3]) in Wien und Fließ[4]) in Berlin zurückkommen.

Das Prinzip der Periodenlehre beider Forscher gipfelt darin: In unserem Organismus laufen Perioden von 28 und 23 Stunden resp. Tagen ab. Sie führen dazu, daß gewisse psychische Zustände, so Erinnerungsbilder und auch physische Erscheinungen und Krankheitszufälle in diesen Intervallen auftreten, und zwar automatisch. Nach Fließ ist sogar der Eintritt des Todes des Menschen an die für ihn charakteristischen Perioden gebunden.

δ) Träume.

St. teilt uns mehrere Fälle mit, in denen Todesfälle im Traume vorausgesehen wurden. Ich glaube nicht, daß das Zusammentreffen von Traum und Ereignis sich so ohneweiters als blinder Zufall deuten läßt. Das Voraussehen von Begebnissen im Traum ist wohl aus allen Erdteilen schon berichtet worden. St. erwähnt einen Fall, in dem eine sicher glaubwürdige Frau von dem am selben Tag eingetretenen Tod ihres fernen Bräutigams träumte. Als die Dame ihren Verlobten zum letztenmal sah, war er bereits krank. Als prädisponierende Momente führt St. für die Erscheinung die Frömmigkeit des Mädchens an, den Glauben an eine vom Leibe trennbare Seele des Bräutigams, die psychische Depression der Braut zufolge Trennung von dem geliebten Mann, Erinnerungsbilder usw. Sie alle mögen wohl zur Entstehung des Traumes geführt haben. Aber die Gleichzeitigkeit von Traum und Todesfall weiß St. nur durch Zufall oder durch irrtümliche nachherige Datumsfälschung einer sonst glaubwürdigen Person (!) zu erklären. Diese Deutung derartiger Vorkommnisse vermag wohl niemanden zu befriedigen.

Hingegen möchte ich eine Erklärung dieser und ähnlicher Erscheinungen heranziehen, die aus Swobodas[5]) Worten hervorgeht: „Gesetzt, ich sehe heute

[1]) Lippert, l. c. S. 469.
[2]) Samter, l. c. Kap. XII.
[3]) Swoboda, l. c.
[4]) Fließ, l. c.
[5]) Swoboda, l. c. S. 57.

jemanden in sehr bekümmertem Zustand. Er ist krank oder in Geschäftsnöten; nach einem von den Intervallen träumt mir, daß er stirbt oder sich etwas antut. Und richtig, es geschieht so. Ganz natürlich, dieselben Perioden, welche für meine Erinnerungen gelten, gelten auch für seine Zustände. Die Vorstellungen nehmen aber keine Entwicklung, welche nicht auch in rerum natura möglich ist. Es sind nicht nur die Gedanken ein Abbild der Wirklichkeit, sondern auch das geistige Geschehen ein Abbild des wirklichen Geschehens. Und ein je treuerer Beobachter jemand ist, desto eher wird seine Gedankenentwicklung mit der der Dinge übereinstimmen. Der Arzt, welcher mit kundigem Auge erkennt: ‚Der wird's nicht mehr lang machen', träumt im richtigen Intervall vom Tode des Kranken."

So können wir also wahrsagende Träume einigermaßen erklären. Nun also zu den

ε) Visionen, Sinnestäuschungen u. dgl.

St. schildert, wie ein Präparator im Züricher Polytechnikum, ein sehr frommer Mann, plötzlich die Frau seines Chefs in schwarzer Kleidung vor sich sah. (Vision.) Der Mann wußte hierauf, daß die Frau sterben werde — eine Erscheinung, die bekanntlich „Künden" genannt wird St. führt noch ähnliche Fälle an. Die Grundlage resp. Disposition für diese Halluzination wird von St. ganz richtig in folgenden Momenten gesucht:

1. Der kirchliche Glaube an den Dualismus von Leib und Seele.
2. Die Angst um die betreffende, bereits kranke Person und die sich daraus ergebende nervöse Überreiztheit des Halluzinierenden.
3. Anknüpfung an ein Erinnerungsbild. (Die ganze äußere Erscheinung der Professorsfrau.)
4. Durch die Sachlage gegebene Akzessorien. (Die schwarze Farbe des Kleides usw.)

In diesen und in ähnlichen Fällen trat der Tod der betreffenden Person nun wirklich ein. Die einfachste Erklärung ist wohl die auf Swobodas und Fließ' Theorie fußende.

Hier haben wir Geschehnisse kennen gelernt, die sich auf die Zukunft, d. h. die zeitliche Ferne, beziehen. Mehr oder minder gehören auch ähnliche Fälle hieher, die sich auf Vorkommnisse in der Gegenwart, aber auf räumliche Ferne erstrecken. Sie werden unter dem Namen „Das zweite Gesicht" (Second sight) zusammengefaßt. Nach St. kommt es häufig in Schottland, besonders bei den Hochschotten vor. Demgegenüber muß ich aber bemerken, daß das Phänomen nicht nur in Schottland, sondern in allen von Kelten bewohnten Ländern, wie ich durch eigene Reisen dortselbst ermitteln konnte, häufig erwähnt wird. Möglicherweise haben die Kelten für dieses Vorkommnis eine besondere Disposition. Das Phänomen besteht im wesentlichen darin, daß eine Person im Orte A plötzlich im Wachzustand eine andere, ihr bekannte Person im Orte B vor sich sieht und genau beobachten kann, was mit der letzteren vorgeht. Sehr häufig sind diese Erscheinungen für den Spiritismus verwertet und auf übernatürliche Weise erklärt worden. St. deutet derartige Vorkommnisse einfach wieder als Zufall oder als Schwindel, indem man sich deshalb von der Richtigkeit des Ferngesehenen überzeugen konnte, weil es sich um etwas ganz Alltägliches handelt, z. B. um Zigarrenrauchen der fernen Person. Abgesehen von den Fällen, die sich wirklich leicht als Schwindel erklären lassen, gibt es sicherlich solche,

welche diese Deutung nicht zulassen. Dann bloß wieder den Zufall walten lassen zu wollen, erscheint mir doch recht unbeholfen und unbefriedigend. Da möchte ich doch lieber wiederum zur Swoboda-Fließschen Theorie greifen und die Erscheinungen auf analoge Weise deuten, wie vorhin die wahrsagenden Träume und Visionen. Für das Zustandekommen der Halluzination selbst muß man wohl auch hier die anläßlich eines derartigen Traumes von St. angeführten prädisponierenden Momente gelten lassen. Dann erklärt sich wiederum, warum der „Second sight" vielleicht unter Kelten häufiger ist als anderwärts. Ich glaube nämlich beobachtet zu haben, daß gerade bei diesem Volke fromme, abergläubische und nervöse Leute ungemein häufig sind. Daß aber der „Second sight" anderwärts wenig oder gar nicht beobachtet wurde, beruht, meiner Meinung nach, bloß darauf, daß die Wissenschaft sich mit derartigen Dingen bis jetzt grundsätzlich nur in den allerseltensten Fällen befaßt hat. Das „zweite Gesicht" findet sich aber trotzdem auch anderwärts. Aus einer gar nicht ethnologischen Quelle, nämlich aus Schopenhauer[1]), entnehmen wir, daß es in Schottland, Norwegen, bei den Negern der Sahara und in China beobachtet wurde. Aus St.'s[2]) Andeutungen und auch aus der belletristischen Reiseliteratur ist zu ersehen, daß diese Erscheinung auch in Indien bei der Sekte der Yogis vorkommt. Schopenhauer gibt eine nicht mehr akzeptable Erklärung, die in den Anschauungen seiner Zeit wurzelt. Nach ihm können wir durch äußerste Anspannung unseres Willens, Zeit und Raum, rein menschliche Kategorien, überwinden und so in räumliche und zeitliche Ferne sehen. Ich vermute aber, daß sich bei genauerer Forschung das Phänomen als über die ganze Erde verbreitet erweisen wird. Das liegt wohl in der Sache selbst, in den dazu prädisponierenden Momenten und in deren Erklärung nach Swoboda-Fließ.

2. Omina im weiteren Sinne, bestehend aus der absichtlichen Einleitung verschiedener Verfahren und ähnliches.

α) Zeitwahl.

In der Schweiz finden wir (St.) manche medizinische Verfahren, bei denen es sich um ein Schwinden (einer Geschwulst z. B.) bei abnehmendem Mond handelt. Hingegen werden solche, bei denen es sich um ein Zunehmen irgend einer Erscheinung (Zunehmen der Haare bei Haarschwund z. B.) handelt, bei zunehmendem Mond vorgenommen. Nach Ankert[3]) zeigt sich genau dasselbe Vorkommnis in Böhmen. Es handelt sich hier sicher um den Symbolismus: „Wie der Mond zunimmt, so möge auch dieses oder jenes Ding zunehmen oder, umgekehrt, abnehmen." Die Tagwahl kommt nach St. in der Schweiz in ganz ähnlicher Weise vor, wie sie Andrée[4]) für sehr viele Völker nachgewiesen hat. Dabei scheinen meist religiöse Beziehungen zugrunde zu liegen. Für den Freitag als Unglückstag wegen der Kreuzigung Christi scheint es wenigstens zu stimmen. Der Freitag tritt in deutschen Landen aber auch mitunter als Freudentag auf, da man ihn dort von dem Namen der Himmelsgöttin Freya, der

[1]) Schopenhauer, Versuch über Geistersehen und was damit zusammenhängt, i. d. Parerga und Paralipomena, Verlag Cotta, Stuttgart und Berlin, 9. Bd.

[2]) Stoll, l. c. 4. Kap.

[3]) Ankert, Der Mond im Glauben des nordböhmischen Volkes. Zeitschr. f. österr. Volksk., 1899.

[4]) Andrée, l. c. S. 1—8.

Freudenspenderin, ableitet. Bezüglich der Motivierung der Bedeutung des Freitags bei nichtchristlichen Völkern läßt sich jedoch aus der Literatur keine vollständige Klarheit erringen.

β) Zahlenmystik.

St. führt unter anderem für die Schweiz den bekannten, sicherlich sehr verbreiteten Aberglauben in bezug auf die Zahl 13 an. Nach St. handelt es sich hier um religiöse Beziehungen (Christus und die zwölf Apostel beim heiligen Abendmahl vor der Kreuzigung des Heilands). Nach Schultz[1]) jedoch ist die 13 aus 12 + 1 zu erklären. Die 12 ist die Zahl des Tierkreises und stammt aus dem alten Babylon. Die 1 ist auf eine sogenannte Epagomene (Hinzufügung) zurückzuführen. Das Vorkommen der 13 in mystischer Bedeutung bei nichtchristlichen Völkern — wovon mir übrigens nichts bekannt ist — ließe sich wohl so deuten. Hingegen glaube ich speziell für die Erklärung der 13 als Unglückszahl in christlichen Gegenden der Ansicht St.'s beipflichten zu müssen. Der an die 7-Zahl geknüpfte Aberglaube resp. die Heiligkeit dieser Zahl wird von Andrian[2]) ausführlich behandelt. Wir finden die mystische Bedeutung der 7, dem Autor zufolge, bei den Eraniern, Armeniern, Indern, Chinesen, Malayen und Arabern. Unter den Afrikanern kommt die Erscheinung nur bei den mohammedanischen Völkern vor. In Europa ist sie nahezu allgemein verbreitet. In diesem Erdteil ist nach Andrian der Glaube verbreitet, daß der Mensch sich alle sieben Jahre häute. Bei den Amerikanern ist die 7-Zahl in einer magischen Bedeutung nur bei sehr wenigen Stämmen vorhanden. Bekannt sind ja die „sieben Ratsfeuer der Sioux". Andrian gibt die Möglichkeit des Entstehens dieses Aberglaubens an mehreren Stellen der Erde zu gleicher Zeit zu. Aber anderseits ist für ihn die Entstehung der Verbreitung der 7-Zahl am ehesten durch Diffusion zu erklären, und zwar meint Andrian, daß die Verehrung der 7-Zahl ursprünglich in Mesopotamien zu Hause war, von da aus nach Ostafrika, Ägypten, Europa, West- und Ostasien und schließlich auch nach Polynesien gewandert sei. Wenn wir diese Theorie als die im höchsten Grade wahrscheinlichste akzeptieren, so ist die psychologische Motivierung dieser Erscheinung in der im babylonischen Reiche so hoch entwickelten Astronomie zu suchen. Es handelt sich um die 7-Zahl der Planeten. Wir haben es hier mit einer auffallenden Naturerscheinung als dem psychologischen Moment zu tun. Wir haben es ja auch schon vielfach beim Pflanzenaberglauben kennen gelernt. Wir werden uns um so mehr zu dieser Ansicht bequemen, als auch Schultz[3]) für die 7-Zahl Babylon als Ursprungsstätte nachweist. Dieser Autor versteht es ferner, durch Nachweise aus den betreffenden Mythologien zu zeigen, daß im arischen Kulturkreise die Zahl 9 durch 7 verdrängt wurde. Dabei entspricht die 9 dem 3er-System der Arier, welches ursprünglich alle Vorstellungen beherrschte. Die Zahl 7 hingegen stammt nach Schultz aus Babylon, dessen Zahlensystem durch 5 + 7 = 12 gekennzeichnet ist. 5 — Planeten ohne Sonne und Mond, 7 — Planeten mit Sonne und Mond, 12 die Zahl der Sternbilder des Tierkreises. Wenn wir anderseits

[1]) Dr. Wolfgang Schultz, Gesetze der Zahlenverschiebung im Mythos und in mythenhaltiger Überlieferung. In den Mitt. d. Anthrop. Ges. zu Wien, 1910.

[2]) Freiherr v. Andrian, Die Siebenzahl im Geistesleben der Völker. In den Mitt. der Anthrop. Ges. zu Wien, 1900.

[3]) Schultz, l. c.

die Einwirkungen von Babel auf die Bibel bedenken, könnten es auch religiöse Beziehungen sein, die zugrunde liegen, so die 7 Schöpfungstage und ähnliches. Wenn wir für das buddhistische Asien eine selbständige Entstehung der Verehrung der 7-Zahl annehmen, so könnten auch religiöse Beziehungen dabei als psychologisches Moment wirken. Wir wissen ja von Andrian, daß Buddhas Mutter 7 Jahre nach der Geburt dieses Religionsstifters starb. Wie einige nordamerikanische Stämme zur 7-Zahl gekommen sind, diese Frage läßt Andrian unentschieden, deutet aber die Möglichkeit eines Imports durch europäische Einwanderung an. Da uns Schultz[1]) erzählt, daß die Zahlen 7, 9 und 13 in der altmexikanischen Literatur häufig anzutreffen sind, so ist es wohl am wahrscheinlichsten, die Provenienz der 7 bei nordamerikanischen Stämmen aus Mexiko abzuleiten. Die Erforschung der Psychologie dieser Zahlen bei den alten Mexikanern ist nach Schultz noch ausstehend. Interessant ist es noch, daß Andrian die Entwicklung des Glaubens an die 7-Zahl in folgenden Stufen erblickt: 1. kosmische Zahl; 2. magische Zahl; 3. Gebrauchs- oder Lieblingszahl.

Dieser Werdegang kann ja auch für andere Zahlen zutreffen, was die künftige Forschung hoffentlich noch erweisen wird. Bezüglich der Zahl 3 teilt uns Schultz mit, daß sie im sogenannten arischen System: $3 \times 3 \times 3 = 27$, der für die Lichtmonate (Mondmonate) charakteristischen Zahl, vorkomme. Diese Zahl 3 wiederum ist in den Mythologien in vielen Fällen später durch die babylonische Zahl 12 verdrängt worden. Dies wird vom Autor durch Mythen aus dem hellenischen und dem germanischen Kulturkreis erhärtet. Die Zahl 3 und ihre Vielfachen waren also ursprünglich, wie die 7, eine kosmische Zahl. Beide aber basieren auf auffallenden Naturerscheinungen, nämlich dem Mondumlauf und den Planeten. Auch die Zahl 40 (Plejaden) gehört nach Schultz hieher. Dieser Autor macht uns noch mit einem 8er-System bekannt, das er in West- und Ostasien lokalisiert; ferner gibt es nach ihm ein 13-System in Mexiko und ein 11-System in Sumatra. Aber für diese letzteren Fälle fehlt noch jede psychologische Motivierung. Da wir bei allen Systemen einen ziemlich komplizierten Vorstellungskomplex am Werke sehen, wollen wir mit Schultz ihre Verbreitung über die Erde auch lieber mit einer Diffusion, von einer bestimmten Gegend aus, als mit dem Bastianschen Elementargedanken motivieren.

γ) Orakelverfahren.

Erstens: Wetterorakel und ähnliches. Die Jericho-Rose. In der Schweiz wird eine Jericho-Rose (Anastatica hierochontica) nach St. am Weihnachtsabend ins Wasser gestellt. Öffnet sie sich vor Mitternacht, so wird das Wetter für das nächste Jahr gut; wenn nach Mitternacht, dann schlecht. In Wien und Niederösterreich wird die Pflanze nach Kf. zu Weihnachten massenhaft verkauft, zu welchem Zweck, ist allerdings in dieser Quelle nicht angegeben, vermutlich aber zum gleichen wie in der Schweiz. Bei diesem Wetterorakel liegt offenbar ein Symbolismus zugrunde; die Pflanze ist nämlich nach St. sehr hygroskopisch. Wenn sie sich vor Mitternacht öffnet, so war sie sehr trocken, weil sie rasch aufgequollen ist, und das Wetter wird dann auch so werden (dem Volksglauben zufolge). Wenn die Öffnung nach Mitternacht erfolgt, so ist das

[1]) Schultz, l. c.

Umgekehrte der Fall. Die Jericho-Rose wird aber auch in ganz anderer Weise, so als Geburtsorakel, verwendet. In Niederösterreich wird (Kf.) in Anwesenheit der Kreißenden eine Jericho-Rose ins Wasser gelegt; öffnet sie sich rasch, so wird die Entbindung leicht, wenn langsam, so wird die Entbindung schwer sein. Der Symbolismus ist deutlich: „Die Gebärmutter wird sich gewissermaßen genau so öffnen, wie die Jericho-Rose — schnell oder langsam." Daß man überhaupt auf die Verwendung der Jericho-Rose kam, dafür muß man nach Kf. religiöse Beziehungen verantwortlich machen. Eine Sage erzählt nämlich, daß überall, wo die Hände der heiligen Maria bei ihrem Gang nach Golgatha die Erde berührten, Jericho-Rosen wuchsen. Deshalb wird die Pflanze wohl auch in ganz Mitteleuropa bei schweren Geburten verwendet (Kf.). Sie wächst in den Steppen Rußlands und in der afrikanischen Wüste. Bei den Geburten hat man wohl auch an eine Art Vertretung der heiligen Maria, die ja bekanntlich als Förderin des Gebärens gilt, zu denken. Etwas Analoges erfahren wir von Hovorka[1]): Auf der Halbinsel Sabbioncello in Dalmatien wird bei Geburten ein geweihtes Hyperium perforatum (auf kroatisch „Muttergottesblüte" genannt) in getrocknetem Zustande ins Wasser getaucht. Öffnet sich die Blüte rasch, so wird die Frau gebären, öffnet sie sich langsam, so wird die Frau sterben. Religiöse Beziehungen sind hier in dem Namen „Muttergottesblüte" gegeben. Der im Verfahren gelegene Symbolismus ist ganz analog dem früheren, nur gewissermaßen verschärft, denn hier heißt es, daß die Frau sterben wird, wenn die Blüte sich langsam öffnet; offenbar liegt hier die Annahme zugrunde, daß die Frau in diesem Falle so langsam entbinden wird, daß sie es nicht überleben kann.

Zwiebelschalen. In der Schweiz (St.) werden sie Bölleschüsseli genannt. Zwölf davon werden am heiligen Abend — jede Zwiebelschale entspricht einem Monat des kommenden Jahres — aufgestellt und Salz hineingetan. Der Monat, der zu einer Zwiebelschale gehört, die nach Verlauf von einigen Stunden noch trocken geblieben ist, wird dann auch trocken sein. Der Symbolismus liegt hier so auf der Hand, daß er nicht eigens erklärt werden muß. Der Brauch findet sich nach St. besonders in Affoltern in der Schweiz und auch in Württemberg, nach Kf. auch in der Umgebung von Wien und bei den Bulgaren. Dort wird er übrigens in der Rauhnacht vor Neujahr geübt. Nach Wuttke[2]) ist diese Gepflogenheit übrigens in sehr vielen Provinzen Deutschlands und in ganz Österreich genau in der gleichen Weise wie in der Schweiz heimisch. Naturhistorisch erklärt sich das Phänomen dadurch, daß auch die Zwiebelschalen sehr hygroskopisch sind.

Die zwölf Lostage, das sind die Tage vom 24. Dezember bis 6. Januar. Jedem Tag entspricht ein Monat des folgenden Jahres. Wie der betreffende Tag ausfällt, so wird auch der kommende Monat ausfallen. Wieder deutlicher Symbolismus. Dieser Glaube findet sich nach St. in der Schweiz, nach Wuttke[3]) aber auch in ganz Deutschland. Er entspringt nämlich der germanischen Mythologie. Die Lostage waren ursprünglich die Tage, an denen Wotan, der wilde Jäger, während des Julfestes mit dem wilden Heer in den Lüften reitet (Wuttke). Daher steckt um diese Zeit gewissermaßen magischer Zauber in der Atmosphäre, also wieder religiöse Beziehungen.

[1]) Hovorka, Volksmedizin auf der Halbinsel Sabbioncello. In den wissensch. Mitt. aus Bosnien und Herzegowina. Wien 1902.

[2]) Wuttke, l. c. S. 231.

[3]) Wuttke, l. c. S. 231.

Nun folgen:

Zweitens: Liebes- und Heiratsorakel und ähnliches. Sie knüpfen sich vielfach an die Gestalt des heiligen Andreas, des bekannten Apostels. Der Tag des heiligen Andreas, d. i. der 30. November, wird seit dem 5. Jahrhundert gefeiert (M. Höfler)[1]). Was sich an diesen Tag nach der Einführung des julianischen Kalenders angeheftet hat, sind Vorzeichen der heiligen Zeit der Wintersonnenwende unter Einwirkung der kirchlichen Adventfeier. Andreas ist der Patron der alten Jungfern und auch Heiratsstifter, sanctorum mitissimus. Nach Kerler[2]) sind die Hauptbeziehungen des Heiligen die zu den Jungfrauen und zur Ehestiftung. Diese Protektorate übt er deshalb aus, weil sein Name von dem griechischen ἀνήρ — „Mann" kommt. Er ist also der Typus des Mannes und als solcher Beschützer der Jungfrauen und Ehestifter. Es spielt hier also auch das Moment der Etymologie mit. Die Andreasnacht ist eine Losnacht für den Zukünftigen. Hier liegen demnach religiöse Beziehungen sowohl christlicher als auch heidnischer Art vor. Was aus den zu schildernden abergläubischen Vorkommnissen nicht in das hier gegebene Bild des Apostels hineinpaßt, kommt wohl wieder auf Rechnung des Gesetzes der Verallgemeinerung. Das Volk dachte nämlich vermutlich, wenn sein Schutzpatron auch ursprünglich nur für diese oder jene Zwecke in Anspruch genommen wurde und dabei hilfreich war, so müsse er sich auch für die verschiedensten anderen Zwecke verwenden lassen. Da der heilige Andreas der Überlieferung zufolge in Byzanz das Evangelium gepredigt hat, so dürfte der ganze mit ihm zusammenhängende Aberglaube aus dem europäischen Osten stammen. Auch das in der Volkskunst als Ornament übliche Andreaskreuz ist ja hauptsächlich in den Balkanländern, in Rußland und in den Nachbargebieten heimisch.

Bei den Rumänen in der Bukowina sind nach Demeter Dan[3]) folgende Bräuche mit dem Andreastag verknüpft: Am Vorabende des Andreastages führt ein Mädchen ein zweites, dem die Augen verbunden sind, und dann umwickelt die Nichtsehende an dem Gartenzaun den letzten von neun Pflöcken mit einem Wollfaden. Am nächsten Tage wird früh morgens nachgeschaut. Je nachdem der Pflock dick oder dünn ist, so wird auch der Bräutigam aussehen. Erklärung: Symbolismus. Am selben Vorabende horchen die Mädchen an verschiedenen Türen auf die in den betreffenden Zimmern geführten Gespräche. Wird nun während eines solchen jemand aufgefordert, sitzen zu bleiben, so wird das Mädchen nicht heiraten. Wenn es heißt, der Betreffende möge fortgehen, so steht die Heirat des Mädchens nahe bevor. Der Symbolismus steckt hier wohl in dem Sitzenbleiben. Das Gegenteil davon muß dann wohl Heiraten bedeuten. Will ein Mädchen wissen, von welcher Seite ihr Zukünftiger kommen wird, so wirft sie an dem erwähnten Tag einen Schuh über das Haus. Je nachdem wohin die Fußspitze nach dem Falle weist, von dorther wird dann der Bräutigam kommen. Ein ganz deutlicher Symbolismus. Am Vorabend des heiligen Andreastages beschmieren die rumänischen Mädchen in der Bukowina Teigkügelchen mit Öl und Butter. Werden sie von der Katze gefressen, so wird das Mädchen in diesem Jahre heiraten. Wenn die Katze die Speise verschmäht, so wird es sitzen bleiben.

[1]) Dr. M. Höfler, Volkskalendarium. Zeitschr. f. Volksk. u. Volkskunst, I, S. 1ff. passim.

[2]) D. H. Kerler, l. c. s. Apostel Andreas.

[3]) Demeter Dan, Volksglauben der Rumänen in der Bukowina. In der Zeitschr. f. österr. Volksk., 1899.

Hier liegt wohl der Symbolismus zugrunde: Wie die Katze die Kügelchen zu sich nimmt, so wird der Bräutigam das Mädchen zu sich nehmen und umgekehrt.

Am heiligen Andreastag wird in der Schweiz (St.) ein Ring mittels eines Bindfadens in ein Glas gehalten. So oft der Ring nun an das Glas anschlägt, ebensoviele Jahre dauert es, bis das Mädchen heiratet. Ein deutlicher Symbolismus. Analoge Experimente sind bei spiritistischen Sitzungen häufig. Sie alle beruhen, wie auch St. erwähnt, auf unwillkürlichen Muskelbewegungen der dabei beteiligten Person. Der Brauch findet sich nach St. im Aargau in der Schweiz und auch in Tirol.

Das sogenannte „Andreslen" ist nach St.[1]) in der Schweiz im Kanton Zürich üblich. Es besteht im folgenden: Das Mädchen, das seinen Zukünftigen sehen will, kehrt am Vorabend des Andreastages ihre Stube mit dem Besen, indem es vollständig nackt bei seiner Arbeit zurückschreitet. Dann legt es sich, fortwährend rückwärtsgehend, nackt ins Bett, und zwar mit dem linken Fuß voran. In diesem Moment sieht es dann den Schatz oder Bräutigam. Falls die Frauensperson wirklich etwas sieht, haben wir es mit einer durch Autosuggestion bewirkten Halluzination zu tun. Die Autosuggestion besteht in dem lebhaften Glauben an dieses Wunder von seiten eines sehr religiös veranlagten und sehr nervösen Individuums. Der betreffende in Frage kommende Mann wird nach dem Volksglauben zur selben Zeit von Angstgefühlen gepeinigt. Diese Vorstellung dürfte daher rühren, daß möglicherweise abergläubische Männer, denen von einem derartigen auf sie bezogenen Verfahren erzählt wird, sich mittels Autosuggestion einreden, daß sie eben während der Ausübung des Zaubers in der erwähnten Weise belästigt werden.

Was die angewendete Nacktheit betrifft, so entnehmen wir darüber Wuttke[2]) folgendes: Körperliche Handlungen müssen bei der Zauberei oft in einem ungewöhnlichen Zustand ausgeführt werden, daher wird häufig Nacktheit verlangt, besonders von Frauen und Mädchen. Das Alltägliche muß ausgeschaltet werden, auf daß man so in das Leben des „All" eintreten könne, das Verborgene muß enthüllt werden (in der im letzten Satz geäußerten Anschauung steckt ein deutlicher Symbolismus), um auch das sonst in der Natur Verborgene zu enthüllen. Daher das Nacktsein bei Erforschung der Zukunft, beim Liebeszauber, bei Bekämpfung von Hexen und bei der Schatzgräberei. Von Samter[3]) erfahren wir, daß bei vielen Völkern verschiedene Gepflogenheiten bei Geburt und Tod mit Nacktheit kombiniert sind. Als Erklärung wurden mannigfache Gründe angegeben: Wenn in Altgriechenland Frauen beim Leichenbegängnis ihres verstorbenen Gemahles nackt gingen, so sollte dadurch die Gottheit gewissermaßen durch die so angedeutete Preisgabe der Betreffenden versöhnt werden. Vielfach ist auch die Anschauung verbreitet, daß sich die Geister vor nackten Menschen fürchten. Auf einer Philippinen-Insel entblößen bei einem Todesfalle die männlichen Anverwandten den Penis, bei den Huzulen die Frauen im gleichen Falle das Gesäß. Das Obszöne der Handlungsweise soll da die Geister abschrecken. Wenn manche afrikanische Negerstämme zum Zeichen der Trauer nackt gehen und sich bemalen, so wollen sie sich den bösen Geistern gegenüber unkenntlich machen. Wir ersehen

[1]) Stoll, l. c. S. 572.
[2]) Wuttke, l. c. S. 183.
[3]) Samter, l. c. Kap. IX.

aus diesen wenigen, Samters Ausführungen entnommenen Beispielen, daß die Nacktheit nicht in allen Fällen die gleiche Deutung zuläßt. In den die Orakelverfahren betreffenden Vorkommnissen wollen wir uns der Auffassung Wuttkes anschließen.

Nach Hans Zahler[1]) finden sich im Emmenthal in der Schweiz auch mit dem heiligen Andreas verknüpfte Vorgänge. Am heiligen Andreasabend geht dort eine Frauensperson, ohne „Gute Nacht" zu sagen, rückwärts schreitend, in ihre Stube („ein ungewöhnlicher Zustand" nach Wuttke) und betet:

„Andreas, i bitti di,
Bettlade, i tritt di,
Daß mein herzliebster Schatz zum Vorschein chöm.
Hett är Roß, so ritti är,
Hett är Chui, so trib är,
Hett är Geld, so bring' är's mit,
U hett är nütt, so chöm är süst."

Daraufhin wird der Zukünftige dem Mädchen im Traum erscheinen. Trifft dies zu, so handelt es sich wohl um eine postsuggestive Halluzination, auf Verbalsuggestion beruhend.

Der Vollständigkeit halber muß ich noch einiges anführen, was zum Andreasglauben gehört, wenn es auch nicht ausschließlich in die Rubrik „Liebes- und Heiratsorakel" paßt.

In der Andreasnacht stellt man in der Schweiz (St.) ein mit Wasser gefülltes Becken gegen den Mond. Wenn nun beim Spiegelbild der Person im Wasser der Kopf fehlt, so stirbt sie bald; wenn eine Gliedmaße fehlt, so wird diese erkranken. Es liegt hier wiederum ein handgreiflicher Symbolismus zugrunde. Ein hieran erinnernder Glaube herrscht nach Wuttke in Schwaben: In der Andreas-Mitternacht sieht ein Mädchen ihren zukünftigen Mann in der spiegelnden Wasserfläche eines Brunnens. In Franken erblickt ihn das Mädchen im Ofen. Die Entstehung dieses Aberglaubens ist wohl auf die Vorstellung: „Bildnis raubt Seele", die Andrée[2]) als Kapitelüberschrift gewählt hat, zurückzuführen. Von diesem Autor erfahren wir bei dieser Gelegenheit, daß es Schwierigkeiten macht, manche nord- und südamerikanischen Indianerstämme sowie manche Leute in Schottland, einzelne Stämme an der Loangoküste, manche Dinkaneger, Chinesen und Giljaken zu photographieren. Bei diesen Völkern waltet offenbar die Vorstellung, daß es für das Entstehen eines Abbildes notwendig sei, daß die Seele den Körper verlasse und daher müsse dann der Abkonterfeite sterben. Jedenfalls muß auch in Deutschland die Meinung im Volke herrschen, daß die Seele den Körper verlassen könne und man deshalb das Bild des Zukünftigen im Brunnen resp. im Ofen sehen könne. Daß das Konterfei resp. das Spiegelbild die Seele des Abgebildeten darstellt, erhellt aus verschiedenen Bräuchen, die uns Samter[3]) mitteilt. In Ostpreußen werden alle Spiegel in der Nähe einer Wöchnerin verhängt, damit die bösen Geister ihr nichts anhaben können. In vielen Gegenden Deutschlands darf das Kind längere Zeit nach der Geburt in keinen Spiegel schauen. Ebenso ist es der wallonischen Braut untersagt, sich eines Spiegels zu bedienen u. dgl.

---

[1]) Hans Zahler, Bern, Volksglauben und Sagen aus dem Emmenthal. Im Schweizer Archiv f. Volksk., 1911.

[2]) Andrée, Ethnogr. Parallelen und Vergleiche. N. F., S. 18—20.

[3]) Samter, l. c. Kap. XI.

mehr. Im Anschluß daran möchte ich das bei vielen Völkern bestehende Verbot, in den Spiegel zu schauen, erwähnen. Es beruht nach Seligmann[1]) auf der sogenannten Autofaszination. Dieser Verfasser versteht darunter einen Vorgang, bei welchem sich der in den Spiegel Blickende Krankheiten und allerlei Böses anzaubert. Dieser Glaube ist nach Seligmann sehr weit verbreitet. Es ist wohl denkbar, daß Naturmenschen einem auffallenden Objekt, wie es ein Spiegelbild ist, dessen Entstehung sie sich nicht erklären können, zauberhafte Wirkungen zuschreiben. Wir hätten da das psychologische Moment der auffallenden Naturerscheinungen.

Durch Wuttke erfahren wir, daß die hier angeführten, mit dem Andreas-Glauben verknüpften zauberischen Verfahren auch in ganz Deutschland und Österreich, allerdings mit verschiedenen, kleinen Modifikationen, vorkommen. So werden beispielsweise im Erzgebirge von den Mädchen Sprüche aufgesagt, damit der Bräutigam erscheine, und nebenbei wird auf den gedeckten Tisch Wein gestellt. Aber auch andere mit der Verehrung des heiligen Andreas zusammenhängende, Prozeduren, die wir in den bisher erwähnten Ländern nicht vorgefunden haben, begegnen uns in Deutschland und Österreich: Wenn man in der Andreas-Mitternacht einen Weichsel-Kirschenzweig pflückt, der bis Weihnachten blüht und man trägt ihn dann in der Christnacht bei sich, so erkennt man Hexen; man sieht sie dann mit einem Melkgefäß auf dem Kopf (Österr.-Schlesien). Ähnliches gibt es auch in anderen deutschen Ländern. Zur Erwerbung der Liebe eines Mannes tragen die Mädchen einen in der Andreasnacht aus dem Flugloch eines Bienenstockes geschnittenen Span bei sich (Voigtland). Will man einen Schatz heben, so muß man in der Andreasnacht auf einem Kreuzweg stehen, über den schon Leute gefahren sind (Baden, Schwaben). Ich habe hier nur einige der markantesten unter den vielen von Wuttke angeführten Beispielen gebracht. Sie sind wohl alle mittels des Gesetzes der Verallgemeinerung zu erklären; das Volk dachte nämlich wahrscheinlich: „Wenn mir der heilige Andreas in diesen und jenen Fällen hilft, so kann er es auch bei anderen Gelegenheiten."

Eigentümlich ist es, daß dieselben Verfahren in manchen Gegenden Deutschlands auch am Christabend, am Thomastag oder in der Silvesternacht ausgeführt werden. Möglicherweise zeigt sich auch hierin das Gesetz der Verallgemeinerung, indem das Volk gewissermaßen zur Anschauung gelangt ist: „Was der Apostel Andreas kann, das müssen auch andere Heilige können."

Das Glockenläuten in Rigiklösterli in der Schweiz. Nach St. begeben sich Brautleute dorthin. Sie beten dann dort, und je nachdem ihnen die Glocken harmonisch klingen und freudige Gefühle auslösen oder nicht, wird die Ehe der Leute glücklich oder unglücklich sein — ein deutlicher Symbolismus. Die Wallfahrtsorte Maria-Einsiedeln und Maria-Bildstein werden in der gleichen Absicht von Brautleuten besucht. Manchmal wird in der Schweiz von dem Ausfalle des Glockenläutens die Eheschließung abhängig gemacht. Die Glocken sind nach der germanischen Mythologie (Wuttke)[2]) Sinnbilder Donars, also des Blitzes und Donners. Die Kirche scheint diese Auffassung dahin abgeändert zu haben, daß die Glocken nach ihrer Meinung vor bösen Geistern schützen. Wie wir von Samter[3]) erfahren, werden böse Geister allgemein durch Lärmen

[1]) Dr. S. Seligmann, l. c. Bd. 1, S. 178ff.
[2]) Wuttke, l. c. S. 142.
[3]) Samter, l. c. Kap. IV.

vertrieben, daher die Verwendung von Glocken bei Hochzeit und Tod im Bereiche des christlichen Glaubens. Daher auch die Benützung der Kürbisklapper bei den Dakotas in Nordamerika. Hieher gehören auch der Polterabend, das Peitschenschwingen und die Katzenmusik anläßlich der Hochzeit in verschiedenen deutschen Gebieten. Bei den Altaiern wird anläßlich einer Geburt Lärm geschlagen u. dgl. m.

Nach St. hat es in der Schweiz eine böse Vorbedeutung, wenn Brautleute oder Freunde einander spitze oder schneidende Gegenstände schenken; denn dann wird die Liebe oder Freundschaft gewissermaßen zwischen ihnen zerschnitten — ein deutlicher Symbolismus. Derselbe Glaube herrscht in deutschen Gebieten, und zwar in Schlesien, Thüringen, den Rheinlanden, Sachsen, der Pfalz, Böhmen und im Voigtlande (Wuttke)[1]).

c) Die Erlangung übernatürlicher Kräfte.

Hieher gehört vor allem der Liebeszauber:

Der Achselschweiß und ähnliches. In der Schweiz gilt es nach St. für ein Mädchen als gefährlich, von einem Burschen Wein oder Süßigkeiten anzunehmen. Wenn der Mann nämlich ein Tuch in seinem Achselschweiß getränkt hat und es dann mit Wein oder Süßigkeiten in Berührung bringt und nachher dem Mädchen von diesen Dingen zu trinken resp. zu essen gibt, so muß es ihm zu Willen sein — so die Meinung des Volkes. Nach Kf. herrscht bei vielen Völkern, auch in Europa, folgende Ansicht: Wenn Teile eines Menschen mit einer geliebten Person in Berührung kommen, so muß letztere die ihr dargebrachte Liebe erwidern. Es handelt sich dabei um Blut, besonders Menstruationsblut, Schweiß, Ohrenschmalz, Haare, abgeschabte Nägel u. dgl. Namentlich in Preußen glaubt man an die Wirkung des Schweißes: Wenn ein Tuch eingeschweißt wird und dann in gepulvertem Zustande mit irgend einer Speise der betreffenden Person einverleibt wird, so hat dies die erwähnten Folgen. Aber immer geschieht die Darreichung der erwähnten Substanz an das Individuum ohne dessen Mitwissen, sicherlich auch deshalb, weil im entgegengesetzten Falle sich die in Frage kommende Person nicht dazu hergeben würde. Diesen Vorgängen liegt vermutlich der Symbolismus zugrunde: „Wie sich das betreffende Objekt mit dem geliebten Wesen vereinigt, so möge auch die es spendende Person mit ihm vereinigt werden.“ Da alle diese Substanzen einen charakteristischen Geruch haben, so können wir uns einen Erfolg dieser Zauberhandlungen auch auf natürliche Weise erklären. Wir wissen ja, daß Geruchsinn und Sexualität in enger Beziehung zueinander stehen; durch Gerüche kann nämlich in vielen Fällen die Sinnlichkeit erregt werden. Wieder ist es aber auch möglich, daß die Macht des Schweißes in den Augen des Volkes mit Vierkandt[2]) darauf zurückzuführen ist, daß manche Krankheiten durch einen Schweißausbruch günstig beeinflußt werden. Der Primitive hat deshalb vielleicht dem Schweiß eine besondere Kraft zugeschrieben. (Stadium der Kräfte, wie ich es nannte.) Hinsichtlich des Blutes mußte es auf den Urmenschen sicherlich einen großen Eindruck machen, wenn er einen Todesfall infolge eines starken Blutverlustes sah. Darum schrieb er auch dieser Flüssigkeit eine Art Zaubermacht zu. Bei den Nägeln mag ihre Wirkung als Angriffswaffe in Betracht kommen.

[1]) Wuttke, l. c. S. 366.
[2]) Vierkandt, l. c.

Ohrenschmalz und Haare wurden vielleicht nur wegen ihrer Wirkung auf den Geruchsinn und dessen Beziehung zur Sexualität angewendet.

Die Fledermaus. Nach St. wird von einem Mann in der Schweiz eine Fledermaus am Freitag morgens gefangen und unter einem ganz bestimmten Zeremoniell beerdigt. Wie die Fledermaus begraben wird, so soll gewissermaßen alles Kalte an der Braut begraben werden. Herz und Darm werden aber zurückbehalten. Diese Dinge werden dann verbrannt und ebenso soll sich das Mädchen in Sehnsucht nach dem Burschen verzehren, vor Sehnsucht nach ihm brennen — ein deutlicher Symbolismus. Die gepulverte Asche des Tieres wird dem Kaffee zugesetzt und dem Mädchen zum Trinken gegeben, analog dem früher erwähnten Liebeszauberverfahren. Bei den Huzulen und in Bosnien wird von dem Mädchen auf den Jüngling in ähnlicher Weise mittels einer Fledermaus magisch eingewirkt (Kf.). Diesen Erscheinungen liegt wohl der Volksglaube zugrunde, daß die Fledermaus ein Seelentier sei, also die Seele eines Verstorbenen berge, daher ihre Zaubermacht — religiöse Beziehungen.

d) Die Erlangung materieller Güter.

Hieher gehört vor allem die Schatzgräberei. Nach St. ist diese Gepflogenheit in vielen europäischen und auch orientalischen Sagen überliefert. In Deutschland finden sich nach Wuttke[1]) massenhaft zauberhafte, der Schatzgräberei gewidmete Prozeduren. St. führt ein lehrreiches Beispiel an, aus dem hervorgeht, daß bei diesem Aberglauben Suggestion, Autosuggestion und Verkennung von Naturerscheinungen als psychologische Momente im Spiele sind. Ein Bauer erzählte einst, daß auf einem bestimmten Berg um Mitternacht bei Anwendung gewisser Zauberformeln an einer von ihm gefundenen Stelle ein Schatz zu heben sei. Als Beweis für seine Behauptung brachte er eine bei Tag weiße Kalkspatdruse von dort mit. Bei Nacht und Mondschein hatte sie silberhell geglänzt und bei dem Landmanne die Vorstellung eines silbernen Schatzes erweckt. Als Suggestion mag auch der Glaube dieses Menschen an die Möglichkeit des Schätzefindens gewirkt haben. Sicherlich sind auch Vorkommnisse dieser Art in anderen Ländern auf diese oder analoge Weise zu erklären. Außerdem kommt noch wahrscheinlich, wie mir Prof. M. Haberlandt in Wien mündlich versicherte, als veranlassendes Moment dieses Aberglaubens folgendes in Betracht: In allen Erdteilen sind prähistorische Schmuckgegenstände in Gräbern gefunden worden; sie haben auf die leicht erregbare Phantasie des Volkes eingewirkt und an die Möglichkeit des Schätzehebens glauben gemacht. Wir können auch mit Dr. Alice Sperber[2]) annehmen, daß die Sagen und Vorgänge der Schatzgräberei auf die häufigen Träume vom Sehen von Schätzen zurückzuführen sind.

Die Natternzunge. Wenn man nach St. eine solche in der Schweiz in ein Wetzsteinfaß gibt, so schneidet die mit dem betreffenden Wetzsteine geschliffene Sense viel besser als eine andere. Bekannt ist die Redensart: „Scharf wie eine Natternzunge". Die Schärfe der Natternzunge wird nun durch einen leicht zu deutenden Symbolismus auf die Sense übertragen. Schlangen sind übrigens, wie schon einmal erwähnt, Seelentiere und daher mit zauberischen Kräften ausgestattet. Dieser Umstand kommt sicherlich auch noch zur Erklärung

[1]) Wuttke, l. c. S. 410 ff.

[2]) Dr. Alice Sperber, l. c.

der Erscheinung hinzu. Außerdem wissen wir durch Vierkandt[1]), daß bei Primitiven der Glaube herrscht, daß Eigenschaften sich durch bloße Berührung zweier Gegenstände von einem auf den anderen übertragen lassen. So glauben manche Negerstämme, daß man durch Berührung des Fußes mit dem Rücken einer Schildkröte eine Sohle bekommen könne, die ebenso hart ist wie der Rückenschild des Tieres u. dgl. m. Die Primitiven stellen sich ja die Eigenschaften der Dinge als körperliche Wesen oder als ein Fluidum vor, daher sie sehr leicht zu derartigen Annahmen gelangen können.

Der nachgeworfene Besen. In der Schweiz (St.) wirft manche Frau ihrem Mann einen Besen nach, wenn er etwas Wichtiges zu besorgen hat, beispielsweise eine Jagdbeute heimbringen will. Nach Wuttke[2]) ist im deutschen Volksglauben der Besen ein Mittel gegen Hexen und gleichzeitig ihr Symbol. Daher verhindert das Objekt in diesem Falle, daß Hexen an den Mann herankommen und ihn in seinem Vorhaben stören. Wir haben es hier mit religiösen Beziehungen zu tun.

D. Scheinbare Wunder.

Das „Strädeln" oder das „Döggeli" wird nach St. in der Schweiz das plötzliche Angst- und Erstickungsgefühl in der Nacht im Dämmerzustande zwischen Wachen und Schlafen genannt. Anderwärts nennt man die Erscheinung Alpdrücken. Dabei sieht man ein menschliches Wesen oder eine Katze o. dgl., das resp. die einem, auf der Bettdecke sitzend, die Brust einzudrücken droht. Der Ausdruck „Strädel" kommt vom lateinischen „striga", die Hexe. Im Baselland[3]) ist die Erscheinung unter dem Namen „Schrätteli" bekannt. Ein Landmann schildert sie so, daß ihm in seinem zwölften Lebensjahre wiederholt eine Kugel bei Nacht auf der Brust lag. Als er älter war, war es eine alte Frau. Als die Alte gestorben war, hatte er angeblich von der Erscheinung Ruhe. Ferner wird vom „Döggeli"[4]) (Alpdämon) in der Schweiz eine Sage erzählt, wonach es einem Mann als junges Weib erschien. Nach wiederholtem Auftreten des Mädchens verstopfte er alle Öffnungen seiner Stube durch Holzpfosten, so daß das Döggeli sich nicht entfernen konnte. Er heiratete hierauf das Mädchen. So glaubte er es an sich gefesselt zu haben und nahm darum die erwähnten Holzpfosten aus den diversen Öffnungen heraus. Er meinte, die Frau würde nun nicht mehr entrinnen wollen, und doch war sie eines schönen Tages verschwunden. — In einem anderen, aus der Schweiz[5]) mitgeteilten Fall ist es wiederum eine Katze, die als Döggeli erscheint. In allen deutschen Ländern ist das Phänomen unter dem Namen Alpdruck bekannt. Der Alp ist nach deutscher Vorstellung (Wuttke)[6]) die Seele des Schlafenden, die den Leib verläßt, sich auf ihn setzt und so die Erscheinung verursacht. Übrigens kann das Wort Alp auch als Elfe, d. i. ein böser Geist, gedeutet werden oder als die Trude, d. i. eine entleibte Seele, die das Phänomen veranlaßt. In deutschen Ländern besteht der Glaube (E. H. Meyer)[7]), daß die „Trude", der „Neck" oder das „Schrättele" auch Haus-

[1]) Vierkandt, l. c.
[2]) Wuttke, l. c. S. 130.
[3]) Schweizer Archiv f. Volksk., 1909.
[4]) Schweizer Archiv f. Volksk., 1909.
[5]) Schweizer Archiv f. Volksk., 1910.
[6]) Wuttke, l. c. S. 275.
[7]) E. H. Meyer, l. c. S. 211.

tiere, besonders Pferde, des Nachts heimsuchen. Dabei geraten die Vierfüßler in Schweiß und erwachen so ermattet, als ob sie die ganze Nacht gearbeitet hätten; oder dieser böse Geist verfilzt den Pferden die Mähnen. Als Abwehrmittel gelten das Kreuz, die Hörner des Ziegenbocks, in der Schweiz ein im Stall untergebrachter Zuchtstier.

Sehr ausführlich behandelt Ludwig Laistner[1]) unser Thema. Auch der Zusammenhang des Alps mit anderen sagenhaften Figuren wird hier aufgezeigt: Bei den Wenden heißt das dem deutschen Alp analoge Wesen Murawa (vgl. das deutsche Mahre). Während des Alptraumes steckt die Murawa[2]) dem Schläfer ihre rauhe Zunge in den Mund. Mit den Rätseln der Sphinx im Altertum bringt der Verfasser den bekannten angsterfüllten Examentraum in Zusammenhang und glaubt deshalb, daß die ganze antike Sage der Sphinx aus einem Alptraum entstanden sei. An eine derartige Möglichkeit können wir um so mehr denken, als bekanntlich die Schule Freuds, mit ihrer psychoanalytischen Methode, einen Zusammenhang zwischen Traum und Mythus festzustellen sucht (Dr. Karl Abraham)[3]). Nach deutschem Volksglauben entweicht der Alp beim ersten Hahnenschrei oder bei Anrufung seines Namens (Laistner)[4]). Es ist dies sehr begreiflich, da ja der Schläfer durch jedes Geräusch erwachen und dann sein Traum, mithin auch der Alp entschwinden muß. Diese Erklärung findet sich auch bei unserem Verfasser angedeutet. In Finnland und in Tirol wird auch von einem Tagalp berichtet[5]). Vielfach ist unter Deutschen und Slawen der Glaube verbreitet, daß der vom Alp resp. von der Mura Heimgesuchte entkräftet wird, da dieses Wesen Menschenmilch und Menschenblut[6]) trinke. Die Schwächung des betreffenden Individuums erklärt sich ganz einfach auf natürlichem Wege, da ein wiederholter Alptraum durch wesentliche Beeinträchtigung der Nachtruhe in diesem Sinne wirken muß. Die Wöchnerin wird in der Weise von dem Alp heimgesucht, daß sie träumt, daß dieser Kobold ihr Kind entführe und durch ein anderes ersetze. Daher stammt nach Laistner[7]) die Wechselbalgsage. Der ganze Gedankenkreis der jungen Mutter wird ja vom Kinde beherrscht, kein Wunder, daß es bei ihr zu derartigen Träumen kommt. Häufig erscheint der Alp in deutschen Gebieten auch als Schlange (Laistner)[8]). Auch die Entstehung eines solchen Traumes ist sehr begreiflich, wenn wir bedenken, welchen Schrecken der Anblick eines derartigen Tieres beim niederen Volke verursacht. Wie vorhin erwähnt, wird nach Wuttke der Alp in Deutschland vielfach als eine menschliche Seele gedeutet. Laistner[9]) begründet diese Auffassung damit, daß uns oft im Traum ein verstorbener Bekannter erscheint. Analog dem für die Schweiz erwähnten Falle finden sich auch in Deutschland häufig Erzählungen von einer Ehe mit einer Mahre (Laistner)[10]). Die Sage von der Melusine ist nach Laistner[11]) auch auf einen Alptraum zurückzuführen. Ebenso leitet der Ver-

[1]) Ludwig Laistner. Das Rätsel der Sphinx. Verlag Wilhelm Hertz. Berlin 1889. 2 Bde.
[2]) Ludwig Laistner, l. c. I. Bd., S. 41 ff.
[3]) Dr. Karl Abraham, Traum und Mythus. Leipzig und Wien 1909. In den Schriften zur angewandten Seelenkunde. Herausgegeben von Prof. Dr. Sigm. Freud. 4. Heft.
[4]) Ludwig Laistner, l. c. I. Bd., S. 185 ff.
[5]) Ludwig Laistner, l. c. I. Bd., S. 58 ff.
[6]) Ludwig Laistner, l. c. I. Bd., S. 61.
[7]) Ludwig Laistner, l. c. I. Bd., S. 65 ff.
[8]) Ludwig Laistner, l. c. I. Bd., S. 89 ff.
[9]) Ludwig Laistner, l. c. I. Bd., S. 105 ff.
[10]) Ludwig Laistner, l. c. I. Bd., S. 108 ff.
[11]) Ludwig Laistner, l. c. I. Bd., S. 198

fasser[1]) die Mahren-, die Lurensagen und die Lohengrinsage u. dgl. auch vom Alptraum ab, weil da überall das Verbot des Fragens vorkommt und der Alp ja auch durch eine Ansprache, wie vorhin erwähnt, verscheucht wird. In Thüringen tritt der Alp häufig als Mühl- oder sonstiger Stein auf, der dem Schlafenden auf der Brust lastet (Laistner)[2]).

Auch auf außereuropäisches Gebiet führt uns der Verfasser[3]) und sucht einige Erzählungen aus Indien und China mit dem Alptraum in Zusammenhang zu bringen.

In deutschen Landen erscheint der Alp mitunter als einäugiger Riese. Darum, meint Laistner[4]), sei der Polyphem der alten Griechen möglicherweise auch als ein derartiges Wesen zu deuten.

Als Menschenfresser, Blutsauger u. dgl. tritt der Alp nach Laistner[5]) auch manchmal auf. So soll der Übergang zum Vampyr der Südslawen und zu den Menschenfressern in den Sagen vieler Völker gegeben sein. Der wilde Jäger und die Habergais in Tirol werden auch vom Verfasser[6]) als Abarten des Alp aufgefaßt. Da die Habergais der Sage nach zur Hälfte ein Mensch, zur Hälfte ein Vogel ist, erblickt Laistner in ihr eine Verwandte der antiken Sphinx. Dies nur die bekanntesten Figuren der Sage, mit denen nach Laistner der Alp in Zusammenhang zu bringen ist.

Den Namen Alp leitet Laistner[7]) von dem griechischen ἀλφιτώ, „der Mehlfarbige", auf deutsch „Graumännlein", ab. Damit soll die weiße Farbe der Gespenster, zu denen ja in gewissem Sinne der Alp auch zu rechnen ist, gemeint sein.

Auch in Dalmatien findet sich ähnliches. Auf der Halbinsel Sabbioncello, so erzählt Hovorka[8]), glaubt das Volk an die sogenannte Mora. Es ist dies ein Gespenst, das die Menschen bei Nacht besucht, sich auf sie legt, ihnen Atemnot verursacht und sie wehrlos macht. Es heißt, daß besonders noch unverheiratete Mädchen als Mora umgehen. Gewöhnlich verwandeln sie sich in ein Tier, beispielsweise in eine Henne. Sie sind der Hölle verfallen. Wenn ausnahmsweise verheiratete Frauen so auftreten, so verwandeln sie sich in eine Hexe. Sie können schließlich den Menschen das Blut aussaugen. Hovorka erzählt uns sogar zwei Fälle, in denen die Mora als Henne erwischt wurde. In einen Schrank eingesperrt, verwandelte sich die Henne in ein schönes Mädchen.

Über die verschiedenen Benennungen, die für den hier in Betracht kommenden bösen Geist üblich sind, erfahren wir von Wilhelm Heinrich Roscher[9]) ausführliches: Im Altgriechischen hieß der Alp „Ephialtes" von ἐπί und ἅλλεσθαι, auf deutsch „auf jemand schießen, losstürzen", weil der Alp im Traume bekanntlich den Menschen zumeist ganz plötzlich überfällt. Im Neugriechischen findet sich die Bezeichnung „Mora", im Polnischen „Mura", im Englischen „Night-mare", deutsch „Mahre, Mahrte oder Mahr", französisch „cauche-mar(e)", von calcare = treten und dem deutschen „Mahre", weil die Mahre auf den Schlafenden tritt, sich auf ihn setzt.

[1]) Ludwig Laistner, l. c. I. Bd., S. 212, 213ff.
[2]) Ludwig Laistner, l. c. I. Bd., S. 233.
[3]) Ludwig Laistner, l. c. I. Bd., S. 205ff.
[4]) Ludwig Laistner, l. c. II. Bd., S. 49ff.
[5]) Ludwig Laistner, l. c. II. Bd., S. 108, 170.
[6]) Ludwig Laistner, l. c. II. Bd., S. 251, 259.
[7]) Ludwig Laistner, l. c. II. Bd., S. 425ff.
[8]) V. Hovorka, Aus dem Volksglauben von Sabbioncello. Zeitschr. f. österr. Volksk., 1897, III.
[9]) Wilhelm Heinrich Roscher, Ephialtes. In den Abhandlungen der philol.-histor. Klasse der königl. sächsischen Ges. d. Wissensch. 20. Bd. Leipzig 1903. S. 50ff.

Im Lateinischen des klassischen Altertums war der Ausdruck „Incubus" gebräuchlich, auf deutsch „Aufflieger", weil der Alp sich dem Menschen auf die Brust legt.

Wilhelm Heinrich Roscher[1]) erklärt uns auch das Wesen des Alptraumes mit Zitierung von J. Börner[2]): Vorerst leidet der Schlafende an Beklemmung resp. an Atemnot, die dadurch verursacht wird, daß der Betreffende auf dem Bauche liegt und ihm entweder die Decke, ein Kissen oder die eigene Hand die Respirationsöffnungen verschließt. Im Falle der Decke oder des Kissens erscheint ihm irgend ein Tier, das ihm auf dem Leibe sitzt, im Traume. Wenn die Decke haarig ist, so handelt es sich zumeist um ein zottiges Tier, einen Affen oder einen Bastard von einem Affen und Hund u. dgl. m. Wenn bloß die Hand das Respirationshindernis abgibt, wird von einem menschlichen Wesen geträumt. Die Bauchlage hat Börner an sich selbst und anderen beobachtet und auch für die experimentelle Erzeugung des Alptraumes verwertet. Die Atemnot löst ein Angstgefühl aus; die eigentümliche Situation führt zu dem Gefühl der Unmöglichkeit, sich zu bewegen. Durch den durch diese Lage sich ergebenden Druck auf die Genitalien kommt es auch häufig zu einem erotischen Inhalt des Traumes, daß man beispielsweise einen Koitus mit der Mahre zu erleben glaubt. Nicht selten werden daher auch Pollutionen beobachtet. Für die Art des Traumes ist das Geschlecht des Träumenden nicht maßgebend. Wie St. auch erwähnt, kann der Traum sowohl im festen Schlaf als auch im Übergangsstadium vom Schlaf zum Wachen, d. h. in der Schlaftrunkenheit, vorkommen. Das ganze Phänomen ist immer dann zu Ende, wenn irgend eine Bewegung ausgeführt wird, begreiflich, weil eben dadurch das Respirationshindernis beseitigt wird. Das übrige, was noch da und dort einer Erzählung von einem Alptraum beigefügt wird, ist nach meiner Meinung als eine Verkennung natürlicher Vorgänge seitens des durch den Traum sicherlich noch nachher nervös erregten Menschen zu deuten.

Unter den erwähnten Bedingungen kann sich der Alptraum bei gesunden Menschen einstellen. Gewisse Erkrankungen prädisponieren aber dazu, so: Tuberkulose, Herzleiden, Croup, asthmatische Affektionen, Hypochondrie, Hysterie, Fieberdelirien und Diätfehler.

Wenn der Inhalt des Traumes bloß furchtbar ist, so erscheinen in ihm folgende Tiere: Katze, Marder, Igel, Maus, Bär, Bock, Schwein, Pferd, Tiger, Schlange, Unke, Aal, Drache oder, wie erwähnt, ein Bastardtier, das halb Hund, halb Affe ist. Wenn eine Flaumfeder oder ein Strohhalm das Respirationshindernis abgibt, dann ist die Traumerscheinung ein derartiges Ding oder Rauch, den der Schläfer zu erblicken meint.

Ist der Traum erotischen Inhalts, so erscheint in ihm ein menschliches Wesen, manchmal ein schönes, manchmal ein häßliches; für Männer heißt es in Deutschland die Mahre (Mahrte), für Frauen der Mahr. Darauf beruhen viele abergläubische Vorstellungen, beispielsweise daß Kinder von diesem Wesen abstammen, und auch Sagen, wie wir bereits erwähnt haben.

Interessant ist es, daß es zuweilen vorkommt, daß mehrere Menschen, die zusammen in einem engen Raum eingeschlossen sind, denselben gemeinsamen Traum haben. Es ist dadurch erklärlich, daß eben für alle die gleichen Bedingungen vorhanden sind.

[1]) Wilhelm Heinrich Roscher, l. c. S. 5—17.

[2]) J. Börner, Über das Alpdrücken, seine Begründung und Verhütung. Würzburg 1855.

Der sogenannte Hexen- oder Alpschuß wird auf den Alp zurückgeführt und kann wohl durch Übernachten im Freien und eine plötzlich eintretende Erkältung, verbunden mit einem wirklichen Alptraum, entstehen.

Da die alten Griechen und Römer[1]) oft im Freien übernachteten und dabei Ziegen- und Schaffelle als Decken benützten, so stellten sie sich die zottigen bockgestaltigen Gottheiten des Waldes als Ursachen des Alptraumes vor, so den Gott Pan, Satyren und Faune. Übrigens treten in der Antike auch beinahe alle anderen Götter in ursächlichem Zusammenhange mit dem Alptraum auf.

Der Vollständigkeit halber will ich noch erwähnen, wie sich die Schule Freuds zur Frage des Alptraumes stellt. Da erfahren wir, daß E. Jones[2]), wie nicht anders zu erwarten, das ganze Phänomen auf die Sexualität zurückführt. Nach ihm entsteht der Alptraum aus einem zurückgedrängten sexuellen Wunsch, der wegen seiner Zugehörigkeit zum Gebiete des Inzests im Wachzustande auf Hemmungen stößt. Der Inhalt des Traumes ist darum mit Angstvorstellungen erfüllt, weil es eben sich um verbotene Dinge handelt. Ich will mich lieber Börners viel einfacheren Darlegungen bezüglich der Entstehung des Alptraumes anschließen, um so mehr, als dieser Forscher die Richtigkeit seiner Erklärungen durch das Experiment erhärten konnte. Hingegen will ich gern zugeben, daß die Vorstellungen, daß der Alp oder ähnliche Wesen Menschenblut oder Milch saugen, wie auch E. Jones[3]) behauptet, auf sexuelle Wünsche perverser Natur zurückzuführen sind. Diese hinwiederum können ganz gut durch die von Börner angeführte Lage des Menschen während des Alptraumes angeregt werden.

Daß der in ganz Europa im Mittelalter verbreitete Glaube an den Inkubus und die Inkubation, die Vorstellung des Vampyrs und des Werwolfes mit dem Alp in Zusammenhang zu bringen sind, will ich E. Jones[4]) gern zugeben. Bedeutend gekünstelter und unwahrscheinlicher erscheint mir jedoch sein Versuch, zu beweisen, daß der Teufels- und Hexenglaube[5]) auch dieser Quelle entstammen.

Zu den von Laistner angegebenen Symptomen des Alptraumes fügt E. Jones[6]) noch Ausbruch von kaltem Schweiß und Herzklopfen hinzu. Das dürfte wohl richtig sein, denn es sind die Attribute hochgradiger Atemnot.

Einige bisher noch nicht erwähnte außereuropäische Gebiete für das Vorkommen des Alptraumes erfahren wir noch von E. Jones[7]), indem er uns an der Hand von Quellen mitteilt, daß der Alp in Assyrien „Ardat", in Tasmanien „böser Geist", in Australien „Mrart" und auf Borneo „Antu" heißt.

Gespenster u. dgl. Es gibt nach Hovorka auf Sabbioncello dem Volksglauben zufolge auch Gespenster, die die Leute besonders auf menschenleeren Wegen belästigen. Um noch ein ganz entferntes Land zu nennen, in dem an bestimmte Gespenster geglaubt wird, will ich Grönland herausgreifen.

[1]) Wilhelm Heinrich Roscher, l. c. S. 64, 66, 82.

[2]) Prof. Dr. E. Jones, Der Alptraum in seiner Beziehung zu gewissen Formen des mittelalterlichen Aberglaubens. Leipzig und Wien 1912. In den Schriften zur angewandten Seelenkunde von Prof. Sigm. Freud, S. 15, 16.

[3]) E. Jones, l. c. S. 53, 69.

[4]) E. Jones, l. c. Kap. III, IV, V.

[5]) E. Jones, l. c. Kap. VII, VIII.

[6]) E. Jones, l. c. S. 14.

[7]) E. Jones. l. c. S. 17.

(Es erzählte mir[1]) eine alte Eskimofrau vermittelst eines Dolmetsches, daß ihr anläßlich eines einsamen Spazierganges ein Geist, der sogenannte Kivigtok, erschienen sei; sie habe ihn bloß verschwommen gesehen, aber aus seinen deutlich wahrnehmbaren Füßen und seinen langen Haaren doch erkannt, daß es der bekannte Kivigtok sei. Sicherlich hat der Glaube an dieses Gespenst in der Einsamkeit auf die Frau suggestiv gewirkt. So vorbereitet, hatte sie offenbar eine Halluzination. In der Schweiz wird nach St. an einen „Waldgeist vom Ranzachtobel" geglaubt. Es ist ein Dämon, der sich in dieser Schlucht zwischen St. Gallenkappel und Uznach aufhält. Er erscheint mit Vorliebe in der Adventzeit und „bannt" die Menschen, d. h. er zwingt sie, in dem Augenblick, in dem sie ihn sehen, wie festgenagelt auf ihrem Platze stehen zu bleiben. St. bringt uns auch eine diesbezügliche Erzählung: „Eine Frau geht im Ranzachtobel ihres Weges; es steigt vor ihr plötzlich das nebelhafte Gebilde eines Mannes auf und in diesem Moment kann sie nicht von der Stelle. Sie nimmt nun ein weißes Tuch, betet die sogenannten ‚5 Wunden' und kehrt den Boden im Namen der heiligen Dreifaltigkeit und erlöst so die ‚arme Seele'". Wir haben hier also religiöse Beziehungen: Die arme Seele wird mit dem Geist identifiziert. Es ist eine nicht zur Ruhe gekommene Seele eines Verstorbenen. Wieder haben wir hier eine auf Glauben und Einsamkeit basierende Suggestion mit nachfolgender Gesichts-Halluzination vor uns. Das Abwehrverfahren ist mit dem Erwecken aus einer Hypnose durch Ablenkung der Aufmerksamkeit von der Erscheinung identisch.

St.[2]) führt eine Reihe von Momenten an, die suggestiv wirken können, u. a. auch Einsamkeit, ferner aber langandauernde Krankheit, Erschöpfung, Nervosität u. dgl. m. Behufs absichtlicher Hervorrufung einer Suggestion werden bei verschiedenen Völkern folgende Mittel, die dem Kulturkreise der Malayen, der alten Griechen, der Ägypter und der Volksmedizin entnommen sind, angewendet:

Bei den Malayen:

Verbrennen wohlriechender Substanzen,
Absingen einförmiger Weisen,
Eintönige Geräusche, eintönige Musik, Geläute,
Autohypnose,
Unbewegliches Sitzen und Anstarren einer Person oder eines Objekts.

Bei den alten Griechen (Delphisches Orakel):

Aufsteigende Dämpfe,
Kauen von Lorbeerblättern,
Reinigungszeremonien.

Bei den Ägyptern:

Allgemeine mysteriöse Vorbereitungen, (z. B. Verdunkeln des betreffenden Raumes),
Verbal-Suggestion, d. h. Zauberformeln,
Mimische Suggestion, d. h. Bestreichen des Körpers mit der Hand u. dgl.,
Fixierenlassen eines leuchtenden Gegenstandes,
Fixieren des Hypnotisierten durch den Blick des Hypnotiseurs.

[1]) Rudolf Trebitsch, Bei den Eskimos in Westgrönland. Dietrich Reimer, Berlin 1910. S. 77, 78
[2]) Stoll, l. c. S. 104, 301, 335, 551.

In der Volksmedizin:

Verbal-Suggestion durch Formeln,
Tragen heiliger Gegenstände von seiten des zu Hypnotisierenden.

Ich habe hier diese Suggestivmittel erwähnt; denn wenn wir ihre zum Teil bewußte, zum Teil unbewußte Anwendung in Betracht ziehen, so werden uns viele scheinbare Wunder bei den verschiedensten Völkern klar.

Das Sichunsichtbarmachen. In der Schweiz (St.) kommt auch der Glaube an ein Sichunsichtbarmachen, ein Analogon der sagenhaften deutschen Tarnkappe vor. St. bringt zwei hiehergehörige Erzählungen: 1. Ein Bauer begegnet einem älteren Manne, der ihm zuruft, daß die Heufuhre des ersteren auf der nächsten Brücke umfallen werde. Das geschieht nun wirklich. (Ein Zufall oder vernünftige Voraussicht.) Nun glaubt der Landmann flugs an Zauberei von seiten des anderen. Später hat der so Geschädigte dem angeblichen Zauberer eine Zahlungsaufforderung zuzustellen. Er sucht nun den zu Mahnenden auf dessen Feld, sieht ihn dann aber plötzlich nicht mehr, nur einen Baum erblickt er. Nun schwört der Bauer darauf, daß der andere die Fähigkeit besitze, sich unsichtbar zu machen. Hier wirkt der Glaube „Zauberer" als Suggestion und führt zur Verkennung eines ganz natürlichen Vorganges: Der Gesuchte hat sich hinter einen Baum versteckt. So steht es mit dem Sichunsichtbarmachen in diesem Falle. 2. Ein junges Mädchen wallfahrtet mit seinem alten Vater durch einen dichten Wald nach Maria-Einsiedeln. Beide verirren sich und rufen um Hilfe. Unversehens erscheint ein altes Männlein und führt sie. Dieser Greis sieht etwas abenteuerlich aus. Plötzlich kann das fromme Paar den Führer nicht mehr erblicken. Vater und Tochter glauben, daß der Verschwundene sich unsichtbar machen konnte und erzählen ihr Erlebnis auch in dieser Weise. Tatsächlich hat sich der Alte jedenfalls plötzlich im Waldesdickicht den Blicken der beiden entzogen. Also wieder eine Verkennung natürlicher Vorgänge. Die Frömmigkeit des Paares, das absonderliche Aussehen des Führers wirken mit dem Glauben an dessen Zauberkraft suggestiv und führen zur erwähnten Auffassung des Erlebnisses von seiten der Wallfahrer.

In Indien (St.)[1]) behauptet die shiwaistische Sekte der Yogis, die Fähigkeit zu besitzen, sich unsichtbar zu machen. Es handelt sich in diesem Lande sicherlich bei derartigen Vorkommnissen um eine Suggestionserscheinung; denn kaum irgendwo in der Welt ist der Glaube an Wunder so verbreitet, wie gerade hier. Wenn ein Sichunsichtbarmachen in Indien wirklich vorkommt, so ist es auf hier sehr verbreitete Taschenspielerkünste zurückzuführen.

Wie St. ganz richtig bemerkt, sind Hunger und Liebe die leiblichen Triebkräfte im Leben der Völker. Der Aberglaube und was damit zusammenhängt hingegen sind sicherlich wesentliche Agentien in der Geistigkeit der Menschen, besonders der Primitiven. Darum lohnt es sich unzweifelhaft, auf diese Dinge wissenschaftlich einzugehen. Ich habe hier viele Vorkommnisse unerwähnt gelassen, weil ich sie in keiner Weise zu erklären vermag. Es sind größtenteils Einzelerscheinungen in einem bestimmten Gebiet. Ich glaube, daß deren Deutung uns dann gelingen wird, wenn wir Vergleichspunkte aus anderen Gegenden haben werden. In das Wesen der hieher gehörigen Dinge können wir sicherlich niemals eindringen, wenn wir uns auf Lokalforschung

[1]) Stoll, l. c. S. 64.

beschränken. Diese hat bekanntlich häufig viele Amateure und selbst Fachleute im Gebiete der Volks- und Völkerkunde irregeführt. Das ethnographische Arbeiten in einem bestimmten Distrikt ist wohl nur als Aufsammlung des Vorhandenen von Wert. Für unser Thema ist sicherlich in dieser Richtung, besonders in Europa, noch mancherlei zu tun. Wenn ich hie und da einen Einzelfall erwähnte, so geschah dies in der Vermutung, daß es sich um einen Typus handle. Hoffentlich wird es die vergleichende Wissenschaft auch erweisen können. Niemals darf hiebei die Linguistik außer acht gelassen werden, wie sich ja schon aus der großen Bedeutung der Etymologie für unser Wissensgebiet ergibt.

Wahre Wissenschaft duldet eben keine Beschränkung. Sie muß mit dem All in Kontakt bleiben, und das ist es gerade, was jeden ihrer Jünger in hohem Grade befriedigen kann.